# Robert Brownings Verhältnis zu Frankreich

I. Teil

## R. Brownings Beziehungen zur französischen Literatur und Geschichte

Inaugural-Dissertation

eingereicht zur

Erlangung der Doktorwürde

bei der

hohen philosophischen Fakultät der Albrecht-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau

von

**Karl Schmidt**

Borsdorf-Leipzig

Druck von W. Hoppe

1908.

# Robert Brownings Verhältnis zu Frankreich

I. Teil

## R. Brownings Beziehungen zur französischen Literatur und Geschichte

---

Inaugural-Dissertation

eingereicht zur

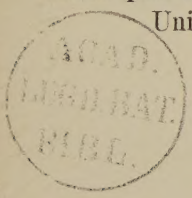
**Erlangung der Doktorwürde**

bei der

hohen philosophischen Fakultät der Albrecht-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau

von

**Karl Schmidt**



---

Borsdorf-Leipzig

Druck von W. Hoppe

1908.

Mit Erlaubnis der hohen philosophischen Fakultät erscheint von der Gesamtarbeit nur vorliegender Teil als Dissertation im Druck. Die ganze Abhandlung über Brownings Beziehungen zu Frankreich ist aufgenommen in die „Literarhistorischen Forschungen, hg. von Prof. Dr. Schick und Prof. Dr. v. Waldberg im Verlag von E. Felber in Berlin."

Referent: Prof. Dr. W. Wetz.

## Vorwort

Ich danke hiermit allen denen, welche mir bei der Ausarbeitung der Dissertation hilfreich zur Seite gestanden sind. Dank schulde ich Herrn Professor Dr. Schick in München dafür, dass er mich auf das Thema aufmerksam gemacht hat, sowie Herrn Professor Dr. Wetz in Freiburg, dass er mir anlässlich meiner Promotion in so freundlicher Weise entgegenkam. Ebenso gerne erkenne ich an, dass meine Schwester Marie durch Reinschrift des Manuskripts mich beim Fortgang der Arbeit wesentlich unterstützt hat.

Freiburg i. Br., den 16. Februar 1908.

**Karl Schmidt.**

Der Mutter

## Literatur


Robert Browning, The Poetical Works of. London 1907. 2 vols.

Robert Browning and Elizabeth Barret Barret, Letters of. London 1899. 2 vols.

Mrs. Orr, Life and Letters of Robert Browning. London 1891.

Mrs. Orr, A. Handbook to Robert Browning's Works. London 1885.

Revue des deux mondes, Nouv période II. Paris 1851.

W. Scharp, Life of Robert Browning. London 1890.

E. Gosse in Dictionary of National Biography, Suppl. vol. I. 1901.

Brooke, Stopford A., The poetry of Robert Browning. London 1902.

E. Dowden, Robert Browning. London 1905.

C. H. Herford, Robert Browning. London 1905.

## Einleitung

Tennyson und Browning werden als die beiden grossen neueren Dichter Englands anerkannt. Während aber das Urteil über den einen fast einhellig ist, gehen die Meinungen über den andern ziemlich auseinander. Diesen erscheint er als Optimist, jenen als Pessimist, den dritten wiederum als Skeptiker. Solche Verschiedenheit der Ansichten rührt wohl daher, dass bis jetzt ein Bild von seinem gesamten dichterischen Schaffen nicht vorliegt. Im allgemeinen geht ja Browning der Ruf voran, dass er gedankentief oder philosophisch und dunkel ist. Diese Ansicht ist nach mancher Richtung begründet, es wäre jedoch ungerecht, deshalb gegen den Dichter voreingenommen zu sein. Man kann sagen, sein Ruf ist schlimmer als er selbst ist. Er schreibt freilich nicht für solche, welche sich in ihren Mussestunden an der schönen Litteratur ergötzen wollen, er fordert wenigstens auch von ihnen, dass sie sein Lebenswerk ernst nehmen und sich einige Mühe geben, ihn zu verstehen. In „The two Poets of Croisic" sagt er:

„Have people time
And patience nowadays for thought in rhyme?"

Seine Dichtung ist nicht rein ästhetisch, sondern sie hat sich ein grosses Lebensziel gesteckt. Am Schlusse von „The Ring and the Book" klärt Browning seinen Leser selbst darüber auf:

„Why take the artistic way to prove so much?
Because it is the glory and good of Art,

That Art remains the one way possible,
Of speaking truth to mouths like mine at least."

Manche werden über solche bare Nützlichkeit den Kopf schütteln; wer aber in des Dichters Werke eindringt, wird nicht nur einen reichen Schatz von Lebenswahrheiten antreffen, sondern der wird auch Genuss finden an einer herrlichen, einzigartigen Poesie. So kraftvoll und schön hat noch selten ein Dichter gesungen. Ebenso darf jeder, der sich wissenschaftlich mit ihm beschäftigt, den süssen Trost in sich fühlen, dass nicht nur Anforderungen an seine Arbeitskraft und technische Fertigkeit gestellt werden, sondern dass auch seine Seele einen köstlichen Gewinn davon trägt.

Mit Recht wird jedoch mancher fragen, warum in vorliegender Abhandlung das Verhältnis des englischen Dichters zu Frankreich erörtert wird, wenn über diesen so ziemlich das erste Mal in deutscher Sprache geschrieben werden soll. Es hätte doch näher gelegen, so wenden wohl viele ein, den Dichter einmal zunächst als ein Glied seiner eigenen heimatlichen Litteratur zu betrachten oder vielleicht seine Beziehungen zur deutschen Litteratur und Geistesgeschichte aufzudecken. Der Verfasser muss nun eingestehen, dass er zur Wahl des Themas zunächst durch die besondere Art seines Fachstudiums veranlasst wurde. Dieser Grund wäre aber an sich hinfällig, wenn nicht die Werke Brownings selbst reichlichen Anlass böten, jene Wahl zu treffen. Mit den Deutschen, und namentlich mit den deutschen Philosophen, verbindet zwar den Dichter eine grosse Verwandtschaft, allein tatsächliche Beziehungen und Einwirkungen lassen sich bis jetzt nur mit Not nachweisen. Von seinen eigenen Landsleuten wird aber Browning nicht so sehr als englischer denn als kosmopolitischer Dichter angesehen, obwohl seine Weltanschauung und sein dich-

terisches Wollen nach mancher Hinsicht unverständlich wären, wenn er nicht auch tief in seinem angestammten Volke wurzelte. An der Komposition des grossen Weltgesangs, dem ja besonders die Deutschen so gerne lauschen, hat er sich aber nicht nur derart beteiligt, dass er allgemein menschliche Ideen in dichterische Form goss, sondern er hat auch sozusagen eine kosmopolitische Stoffwahl vorgenommen. Diese ist deshalb besonders wertvoll, weil der Dichter ein Realist ist und öfters ins unmittelbare Leben greift. Hierin, in der Schilderung gegenwärtigen Lebens, hat aber die Zeit, während welcher Browning auf französischem Boden weilte, besondere Bedeutung erlangt.

Eine Betrachtung des Verhältnisses, das zwischen ihm und Frankreich bestand, zerfällt von vornherein in zwei Teile. In dem einen derselben kommen hauptsächlich die Beziehungen zur französischen Litteratur und Geschichte zur Sprache, und davon handelt die gesondert erscheinende Doktordissertation. In dem andern Teil ist mehr von den Einwirkungen die Rede, welche der Aufenthalt in Frankreich in den Dichtungen hinterlassen hat. Die Grenzlinien sind jedoch nicht ganz scharf gezogen.

Auf solche Weise will der Verfasser den Einfluss darlegen, den Frankreich auf Browning ausgeübt hat. Da und dort wird er sich auch Ausblicke auf das dichterische Schaffen desselben erlauben, die vielleicht nicht im Rahmen dieser Arbeit liegen, von denen er aber hofft, dass sie trotzdem nicht unangenehm sind. Er kann ja vorerst nur einen bescheidenen Anteil zum Verständnis des Dichters beitragen; wenn er aber diesen oder jenen Leser selbst zur Lektüre von Brownings Werken anregen sollte, so würde er darin den schönsten Lohn seiner Mühe erblicken.

# Robert Brownings Beziehungen zur französischen Literatur und Geschichte

## *I. Familie und Erziehung.*

Browning war schon durch seine Abstammung gleichsam dazu bestimmt, einmal über die Schranken der Nationalität hinauszugehen und einen kosmopolitischen Charakter anzunehmen. Abgesehen davon, dass von mütterlicher Seite her deutsches Blut in ihm floss, gehörten fast alle männlichen Mitglieder seiner Familie dem Kaufmannsberufe, insbesondere dem Bankfach an, und da sie mit dem Hause Rotschild in näherer Verbindung standen und dort Stellungen inne hatten, gewannen sie nicht nur einen Einblick in den Weltmarkt, sondern kamen auch mit fremder Kultur in Berührung. Ein Onkel des Dichters, William Shergold Browning, hatte sich im Dienste des grossen Bankhauses zu Paris niedergelassen. In einer Geschichte der Hugenotten und in einer Novelle „Der Profoss von Paris", hat dieser Verwandte französischen Stoff litterarisch verwendet. Ihm oder vielmehr der nachmaligen Vermittlung durch einen zweiten Oheim, Reuben Browning, verdankte der Neffe die Bekanntschaft mit dem Grafen Amadée de Ripert-Monclar, der dann sein Freund wurde. Ripert-Monclar war Anhänger der legitimistischen Partei und verbrachte während einiger Jahre die Sommermonate in England,

im geheimen die Interessen seiner Partei wahrend. Er machte den jungen Dichter auf den Stoff zum „Paracelsus“ aufmerksam, riet ihm aber wieder davon ab, da keine Liebesgeschichte darin enthalten sei. Browning konnte aber 1835 seinem französischen Freunde einen „Paracelsus“ widmen, in dem gerade das Fehlen der Liebe zu einem so wichtigen, erschütternden Motive wird. Dem Einflusse Monclars verdankte der Dichter auch seine Ernennung zum Mitgliede des Institut Historique und der Société Française de Statistique Universelle. Der Freund besass besondere Geschicklichkeit im Anfertigen von Porträtskizzen, so entwarf er aus dem Gedächtnisse für den Dichter solche von Victor Hugo, George Sand und Dumas père. In einem Briefe vom Jahre 1845 spricht sich Elizabeth Barrett gerade nicht erbaut über das Porträt Hugos aus, das der Geliebte ihr gezeigt. Sie findet keinen edlen Zug in dem Gesichte, nichts Poetenhaftes, die Stirn kommt ihr dick, nicht breit vor. Einmal kann Browning von der Stadt nicht loskommen, da sein Freund ein Porträt von ihm anfertigen will und deshalb ungehalten über seine Abreise wäre. Mrs. Orr gibt an, dass die Besuche des Grafen in England allmählich aufgehört, und dass sich beide Freunde erst nach zwanzig Jahren unvermutet wieder in Rom getroffen hätten. Im Jahre 1845 schreibt aber der Dichter an Elisabeth, ein alter französischer Freund sei nach zweijähriger Abwesenheit wieder angekommen, eine liebe törichte, echt französische Seele. In seinem Gehirn, in dem sonst auch jeder mögliche Unsinn daheim sei, hause diesmal der Mesmerismus, und er habe sich alle Mühe gegeben, mit Diderots „Spülicht“ jenen Glauben auszutreiben. Es fragt sich nun, ob dieser Freund Ripert-Monclar war; von einer anderen innigen Bekanntschaft mit einem Franzosen in jenen frühen Jahren hat man aber bis jetzt nichts gehört.

Von seinen Oheimen, denen Browning diese Freundschaft verdankte, scheint manchmal seine Hilfe in geschäftlichen Sachen erbeten worden zu sein. Wenigstens teilt er einmal Elisabeth mit, dass er im Auftrage seines Onkels Reuben vielleicht unvermutet nach Paris gehen müsse, um dort mit Onkel Shergold eine wichtige geschäftliche Angelegenheit zu verhandeln, die keinen andern Zwischenträger dulde. Die Reise, die dem Dichter zuwider war, zerschlug sich. Wenn Browning schon so der in einiger Hinsicht weltbürgerlichen Seite seiner Familie nicht in dem Masse ferne stand, wie es gewöhnlich den Anschein hat, so lässt dies ein langjähriger Wunsch, eine diplomatische Stelle im Auslande zu begleiten, noch deutlicher erkennen.

Die Erziehung, die er genoss, war aber keineswegs einer solchen Zukunft angemessen, sie entsprach vielmehr einer andern, wohl ebenso tiefen Anlage der Familie, nämlich einer künstlerischen. In der weltbürgerlichen Poesie ihres Sprosses fanden dann beide Seiten derselben ihre schöne Geltung.

Die meisten Kenntnisse erwarb sich der junge Browning im Privatunterricht, so auch die des Französischen. Was ihm sein französischer Lehrer hierin beibrachte, war nicht umfassend, aber gut und sicher. Hauptsächlichen Wert scheint der Vater auf historische und litterarische Bildung gelegt zu haben, zeigte er auch selbst grosse Neigung für ein derartiges Studium. Im Auftreiben seltener Werke, litterarischer und geschichtlicher Art, konnte sich der alte Browning nie genug tun. Er hinterliess dem Sohne eine überaus reiche und seltene Bibliothek, zu deren übersichtlichen Ordnung dieser trotz eifrigen Wunsches nie kam. In diese Bücher Einsicht nehmen zu dürfen, und daraus zu erfahren, was der Dichter aus ihnen geschöpft, wäre äusserst willkommen.

In manchen Dingen holte sich der Sohn bei dem Vater Rat, und dessen Vertrautheit mit der älteren Poesie, auch mit der des französischen Mittelalters, hat die Neigungen jenes nach dieser Richtung wohl wirksam unterstützt. Denn jeder Dichter ist ein Kind seiner Zeit, und so finden sich auch bei Browning romantische Anklänge, allerdings in eigentümlichen, das Neue ankündigenden Tönen.

### *II. Beziehungen zur Vergangenheit.*

Sordello ist ein provenzalischer Troubadour, wenngleich von Geburt ein Italiener. Er spielte um die Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eine bedeutende Rolle in der sangeslustigen Provence. In dem Gedichte Brownings wird das Leben der Troubadoure, der Inhalt ihres Schaffens und Wirkens vielfach berührt. Das seelische Problem des Gedichtes schliesst im Kern die Kritik ihrer Poesie mit ein. Der Troubadour will sich losringen von der in Inhalt und Form schematischen Dichtweise, der Galanterie- und Gelegenheitsdichtung, und strebt nach individueller Vertiefung im Dichten, das enthüllen und enträtseln soll, was das eigene Ich bewegt. Aber auch jetzt noch ist des Dichters Streben unvollkommen, denn er erkennt schliesslich, für dieses Leben freilich zu spät, dass ausser dem Ich noch eine grosse Menschheit der dichterischen Erkenntnis harrt. Brownings eigene dichterische Entwicklung klingt vielleicht in dem Schicksal des Troubadours an.

Der böse Geist, welcher diesen in den Schranken des Gewohnten zurückhalten will, ist in Naddo vertreten. Der rät ihm, nicht den Narren unter den Genossen, den Pierre Vidal, nachzuahmen, der leichtsinnig sein buntes

Kleid um ein abgeschossenes hergebe. Der historische Sordello hat nun selbst gegen Vidal, gerade mit Bezug auf dessen sonderbare Kleidung, scharfe Satiren gerichtet, worin er stark war, so dass hier eine Anspielung vorliegen mag. Der mittelalterliche Liebeshof und der Wettstreit der Troubadoure wird im Gesangeskampf Sordellos und Eglamors vor Adelarde und Palma vorgeführt. Mit den Dichtarten der provenzalischen Poesie zeigt sich Browning ebenfalls bekannt, da er den Sordello das Studium von Tenzone, Rondel, Virelai und Sirventes vornehmen lässt. Die Forschungen in romantischer Sprache und Poesie war ja gerade zur Zeit, da „Sordello" erschien, 1840, in ihrem ersten Aufblühen. Die Behandlung der Namen lässt vermuten, dass der Dichter französische Quellen oder Übertragungen aus dem Provenzalischen in das Nordfranzösische benutzt hat. So kommen stets trouvere, troubadour und jongleur vor. Daneben findet sich allerdings valvassor, das auf unmittelbare provenzalische Vorlage hinweist. Proben aus dieser Sprache gab es aber auch in französischen Werken, so z. B. in Sismondis Litteraturgeschichte; ganz abgesehen davon, dass um jene Zeit Raynouards grosses Werk schon erschienen war.

Zu einem andern, wunderbar stimmungsvollen Gedicht hat das Zeitalter der Minnesänger den Dichter noch angeregt. Die ritterliche Frauenliebe erfährt ihre höchste Steigerung in dem Sehnen Jaufre Rudels nach der unbekannten fernen Dame in Tripolis. Gesunden Zeitaltern mag solche Steigerung, sofern sie sich in der Litteratur allzu sehr bemerkbar macht, unmännlich vorkommen, so unmännlich, wie das ausschliessliche Herrschen des sexuellen Problems in neuerer Litteratur, das auf unvernünftigen Weiberdienst hinweist. Diese trüben Gedanken verfliegen aber vor dem zarten Duft, den des

Dichters Zauberkraft um den Gegenstand webt, ihn durch symbolische Einkleidung zu einem Sinnbild seines höheren Dichterbewusstseins selbst gestaltend. Das Gedicht, „Rudel and the Lady of Tripoli" erschien 1842 zusammen mit „Cristina" unter dem Titel „Queen Worship" in den „Bells and Pomegranates", No. III., Dramatic Lyrics."* Einzig das sehnsüchtige Verlangen in die Ferne, nicht aber die Fahrt dorthin, und das Zusammentreffen mit der angebeteten unbekannten Dame wird geschildert. Der Engel des Ostens wird angerufen, er möge über das weite traurige Wasser, das sie trennt, einen goldenen Blick herübersenden, in den zwielichtumfangenen Erdenwinkel, wo der sehnsüchtig Ausblickende weilt. Einem Pilgrim, der nach dem Osten zieht, trägt er auf, dort zu künden, dass er sich die Sonnenblume zum Sinnbild seines Strebens und seiner Neigungen erkoren. Er kennt nämlich einen weithin schauenden, schneebedeckten Berg, der vom Morgen bis zum Abend im herrlichsten Sonnenlichte strahlt, ohne sich deshalb zu verändern; er kennt aber auch eine Blume, die unbeachtet am Gebirgsfusse blüht, sich jedoch ständig und treu nach den Bewegungen der Sonne richtet. Wenn er singt und dichtet, soll ihn die Menge als jenen glänzenden Berg bewundern, sein Herz sendet aber einzig Boten zu dem fernen Ideal. Die völlige weibliche Hingabe eines Dichterherzens an seinen Beruf kann wohl kaum ein schöneres Sinnbild finden als diese der Sonne ergebene Blume.

Die weiche, weibliche Seite des Mittelalters hat Browning tief herausgefühlt, und sie in eigenartiger Weise verwendet; ebenso wenig ist ihm aber seine herbe, männliche Seite entgangen. Das Gedicht „Count Gismond

*) In den späteren Ausgaben unter dem Titel „Rudel to the Lady of Tripole" in „Men and Wormen" enthalten.

(Aix in Provence)" legt davon Zeugnis ab.*) Die Königin eines Turniers wird grundlos von einem Ritter beschuldigt, sie habe eine Nacht in seinem Arme geruht und sei deshalb jenes Amtes nicht würdig. Ein anderer Ritter, Count Gismond, tritt für die Ehre der Dame ein und legte ihr den im Duell besiegten Verleumder zu Füssen, wo er sterbend seine Schuld gesteht. Der charakteristisch mittelalterliche und ritterliche Geist, den der Dichter zum Ausdruck bringen will, spricht aus der Ruhe, mit der die Beleidigte den Vorbereitungen zum Zweikampf und diesem selbst zusieht, gleich als ob so etwas selbstverständlich und der Ausgang nicht zweifelhaft wäre. Die Dame erzählt das Ganze als Gattin Gismonds, und aus ihrem Ton merkt man, dass sie zu dem Gemahl als dem Retter ihrer Ehre in scheuer Liebe emporschaut.

Zwei bedeutende Strömungen des mittelalterlichen Kulturlebens hat der Dichter in „The Heretic's Tragedy A Midde-Age Interlude" zusammengefasst. Das Gedicht erschien 1855 in „Men and Women". Es schildert die Verbrennung des Hochmeisters der Tempelherren, des Jacques du Bourg-Molay, die im Jahre 1314 zu Paris stattfand. In dem Gedicht heisst der Hochmeister allerdings Jean. Mit grausamer Lust erfreut sich das Volk, die sancta simplicitas, an dem züngelnden Spiele der Flammen; aus den Spottreden erkennt man die Anklagen der Blasphemie und Unsittlichkeit, die man ja besonders in Frankreich gegen die Templer erhob. Vor allem sieht aber das Volk in dem Schauspiel das Walten des gerechten und strafenden alten Gottes, zu dem die ganze Menschheit in Einigkeit aufblicken und über den nichts Neues

*) Es erschien zum ersten Mal in derselben Sammlung wie Rudel. Es war zunächst mit „My last Duchess" unter dem Titel „Italy and France" vereinigt, der damals einzigen Bezeichnung für die nachher getrennten Gedichte.

gelehrt werden soll. Die Tempelherren, welche allzu häufigen Umgang mit den Ungläubigen pflogen, haben aber die Liebe als herrlichste Eigenschaft Gottes offenbaren wollen und müssen deshalb dafür leiden. Das Gedicht stellt so den Niedergang der mittelalterlichen Hochkultur dar, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert blühte und auch tolerante Gesinnung zeitigte. Nach den historischen Berichten war aber das Volk eher mitleidig als grausam gestimmt.

Als Quelle zu „The Heretic's Tragedy" hat vielleicht Browning neben anderen Werken auch Saintfoix' „Essais Historiques sur Paris 1767" benutzt. Im ersten Bande dieser Geschichten ist des Schicksals der Tempelherren gedacht und zwar fast mit allen Zügen, die sich auch im Gedichte wiederfinden. Im gleichen Bändchen ist auch die Quelle zu dem Gedichte „The Glove (Peter Ronsard loquitur)" enthalten, das 1845 in „Bells and Pomegranates VII" erschien und denselben Stoff wie Schillers „Handschuh" zur Grundlage hat.*)

Nach dem hohen Mittelalter hat erst wieder die Zeit Franz I. Spuren in Brownings Dichtung hinterlassen. Die Chronisten, namentlich Commines, hat er allerdings gekannt; er weist darauf selbst hin in „Red Cotton Night-Cap Country" anlässlich der Wallfahrt, die Ludwig XI. nach La Délivrande gemacht hat. In „Fifine at the Fair" denkt sich der Dichter diesen König in totkrankem Zustande als Zuschauer eines Bühnenspiels; das entspricht nun ganz der Art, wie der Fürst sein nahes Ende zu verheimlichen suchte, ist aber geschichtlich nicht nachweisbar.

König Franz und sein Hof, so berichtet Saintfoix,

*) „The Glove" ist ins Deutsche übersetzt von Edmund Ruete: Brownings Handschuh und andere Gedichte, Bremen 1897.

haben sich versammelt, um sich am Anblick von Löwen zu erfreuen. Da lässt eine Dame einen Handschuh in die Arena fallen, indem sie zu ihrem Verehrer, De Lorge, sagt: „Si vous voulez que je croye que vous m'aimez autant que vous me le jurez tous les jours, allez ramasser mon gant." Der Ritter holt denn auch den Handschuh und bleibt unversehrt, wirft jenen aber der Dame ins Gesicht. Der König und seine ganze Umgebung pflichten ihm bei, während sie sich entrüstet von ihr abwenden, die ihn in so grosse Gefahr gebracht.

Schiller stellt das Verhalten der Dame ebenfalls als herzlos hin, und wohl jeder, der sein Gedicht liest, spürt einen Groll gegen jene in sich aufsteigen. Wundern wird man sich aber darüber, dass Browning ihr Vorgehen rechtfertigt. Ihm haben wohl die Worte zu denken gegeben, die sie zu De Lorge spricht, und durch geschickt eingelegte Züge und Erweiterungen weiss er seinen Standpunkt begreiflich und anschaulich zu machen.

Die Dame ist nach Browning der ewigen Liebesschwüre ihres Verehrers etwas müde und will einmal ergründen, welche Wahrheit sie enthalten, und da er jeden Tag beteuert, er wolle für sie sterben, so will sie sehen, ob er wirklich dazu bereit ist. Für ihren geraden Sinn bedeuten Worte eben das, was sie aussagen. Sie denkt auch, dass De Lorge das Wagnis um ihrer Liebe willen schon ausführen könne, wenn der Sklave in der Wüste dem furchtbaren Tier aufgelauert habe, um es zu fangen, ohne dass er den Beifall eines Königs zu erwarten gehabt hätte, und wenn ein Page neulich allein deshalb in die Arena hinuntergesprungen sei, um seine Mütze zu holen, damit er nicht seinen Wochenlohn um den Kauf einer neuen setzen müsse. Während sie die Liebe De Lorges erprobt, liegt ein ernster Zug auf ihrem Gesicht, und der Schlag mit dem Handschuh, den es

zu erleiden hat, hinterlässt nur eine leicht vergängliche Spur, ihr Herz dagegen ist tief erschüttert. Sie weiss jetzt, wie es mit der Liebe De Lorges zu ihr bestellt war, doch hat sie ihr Leben vor einer grossen Enttäuschung bewahrt, da sie die Erprobung der Liebe nicht dem Zufall und der Zukunft überliess.

Auf diese Zukunft wirft der Dichter noch ein Schlaglicht. Die Dame findet ihr Glück fern vom Hofe an der Seite eines einfachen Mannes aus geringerm Stande. Er hatte sie draussen erwartet, da sie, wie eine Geächtete, die Gesellschaft verliess, und man hatte es ihm angesehen, dass er gerne und ohne Überlegen um einen solchen Lohn die Tat vollbracht hätte. Der redegewandte De Lorge hat sich bei Hof durch seine Künste eine Gattin errungen; während aber bei dieser König Franz vorspricht, dessen Gunst sie eine Woche lang geniesst, darf der Gemahl die Handschuhe suchen, die sie irgendwo liegen gelassen, und sie rühmt sich dessen, dass jetzt seine Nerven stark genug seien, um einen solchen Auftrag ohne Murren ausführen zu können.

Aus der Art, wie Browning das Verhalten der Dame begründet, spricht sein Drang nach Wahrheit und Einfachheit, den er selbst im persönlichen Verkehr, auch gegenüber Frauen, an den Tag legte. Besonders schön tritt diese Eigenschaft im Briefwechsel mit Elizabeth Barrett hervor, der sich gerade zu der Zeit entspann, da „The Glove" erschien. Jede hohle Galanterie, jede abgedroschene Phrase ist darin geflissentlich vermieden, und erhebend ist es, wie sich die beiden Liebenden durch Aufrichtigkeit zu fördern suchen. Als Browning die kranke Elizabeth ohne Wissen ihrer Anverwandten als Gattin heimführte und ihr so nicht nur das höchste Glück bereitete, sondern offenbar ihr Leben verlängerte, da hat

sich seine Liebe einer Tat fähig gezeigt, vor der ein De Lorge zurückgescheut wäre.

Den Inhalt des Gedichts umfasst ein zeitgeschichtlicher Rahmen. Ronsard, das Haupt der Plejade, erzählt das Ganze. Er war vom König, der ob der Friedenszeit gähnte, aufgefordert worden, ihm die Langeweile zu vertreiben, aber kaum hatte er mit seiner klassischen Bildung, seinem Horaz, losgelegt, da winkte ihm der König schon wieder ab und begehrte, die Löwen zu sehen. Als diese majestätisch und grimmig in die Arena hereinschritten, da musste Ronsard daran denken, welch herrliches Bild für seinen Löwen aus Juda Marot hier finden könnte, von dem er sagt, dass er keine Naturkenntnis besitze und sich bei der Übersetzung der Psalmen Davids in keinem geringen Dunst bewege. Mit einem Seitenblick auf Marot, der bei der Hofgesellschaft bleibt, bemerkt Ronsard, dass er der Dame gefolgt sei, um sie zu fragen, was der schmerzliche Zug in ihrem Gesicht bedeute, denn ihm als einem Dichter stehe es an, die menschliche Natur kennen zu lernen.

Man kann nun fragen, ob Browning in dem Gedichte ein Urteil über die beiden Dichter des sechzehnten Jahrhunderts aussprechen wollte. Marots Psalmen, die in der reformierten Kirche lange vorherrschende Geltung als Gemeindegesang besassen, hat er wohl schon von Jugend auf gekannt, doch auch sonst wird er ihm und Ronsard näher getreten sein. Wenn er wirklich Ronsard über Marot stellen wollte, so ist dem nicht ganz zuzustimmen; vielleicht hat er auch den Übermut der Plejade über ihre Vorgänger kennzeichnen wollen. Wie dem auch sei, so viel ist sicher, dass Browning mit einer gewissen Selbstironie über Poetenschicksal und Poetenberuf sich äussert.

Ein kleiner Anachronismus ist dem Dichter bei

der Anlage des Gedichtes unterlaufen. Ronsard war nämlich nicht der Hofpoet Franz I., der Stern seiner Poesie ging auch erst auf, als den wackeren Marot, der heute höher geschätzt wird als Ronsard, bereits die Erde bedeckte. Dass Browning den älteren Dichter gekannt, und vielleicht auch gerne gelesen, beweist das Motto zu „Pauline“:

„Plus ne suis ce que j'ai été,
Et ne le sçaurais jamais être.“

Die Stelle ist einem achtzeiligen Epigramm Marots auf sich selbst entnommen, das die angeführten Verse einleiten. Der Dichter beklagt darin den Hingang des Lebensfrühlings und die verhängnisvolle Folge davon, nämlich die, dass der Liebe dann kein Glück mehr blüht. Aus Brownings „Pauline“ tönt auch der klagende Ruf des Wechsels heraus, des schmerzvollen inneren Wechsels der Anschauungen, den ein junger Mann in einer kurzen Spanne Zeit bei der Herausbildung einer Lebensauffassung durchmachen muss. Da das Urteil, das Pauline am Schlusse über die Bekenntnisse des Freundes abgibt, in französischer Sprache abgefasst ist, so erscheint das Gedicht ganz in französischer Umrahmung. Ob der junge Dichter damit eine besondere Absicht verfolgte, liegt nicht so nah bei der Hand. Möglich ists, dass er eine Rahmenwirkung beabsichtigte und die Töne des eigentlichen Gemäldes in abstechender Fassung hervortreten lassen wollte, als ob sie etwas ganz Besonderes wären.

Den König Franz konnte man bis jetzt als Galan auf bedenklichem Wege treffen, daneben trat seine kriegerische Unruhe hervor, auch als eine Art Mäcen gegenüber der Dichtkunst zeigte er sich. Als Beschützer und Förderer der bildenden Kunst lernt man ihn in „Andrea del Sarto“ kennen, einem Gedicht aus der Sammlung „Men and Women“.

Es wird hier wehmütig der Zeit gedacht, wo sich der Maler in der Gunst Franzens sonnen durfte, und wo er ein festliches Jahr zu Fontainebleau miterlebt hat. Andrea del Sarto war 1518 nach Paris gekommen, und führte dort, freudig aufgenommen, die Caritas aus, die heute noch den Louvre ziert. Ein leidvolles Schicksal hatte ihn aber an eine seiner unwürdige Frau gefesselt, an Lucrezia, die ihn zurückrief und sein künstlerisches Streben damit unterband. Franz hatte ihm Geld zum Ankauf von Kunstwerken mitgegeben und ihn nur mit dem Versprechen entlassen, dass er zurückkehre. Dem Auftrage sowohl als dem Versprechen kam aber der Maler nicht nach, und wie schwere Gewissensbisse er darob empfindet, ist aus dem Gedichte zu ersehen. Er scheut sich, auszugehen aus Furcht, Pariser Herren zu begegnen, denn der König liess ihn wirklich an die Erfüllung seines gegebenen Wortes mahnen. Er erinnert sich an den „goldenen Blick des menschenfreundlichen grossen Monarchen", der einst mit seiner ganzen fröhlichen Hofgesellschaft ihm beim Malen zusah, den Arm freundlich auf seine Schulter legend, mit dem gütigen Lächeln um den Mund, einen Finger im Barte vergrabend oder eine Locke darum spinnend. Man sieht, die Gestalt Franz I. schwebte dem Dichter in heiterem Lichte vor.

Die charakteristischen Köpfe in Frankreich des sechzehnten Jahrhunderts sind Rabelais und Montaigne. Von der kecken und witzsprühenden Lebenslust in Gargantua und Pantagruel fühlte sich auch Browning gepackt. In „Red Cotton Night-Cap Country" stellt er ihn als einen Typus gallischern Wesens da, mit seinem „chuckle", seinem kichernden Lachen. Eine köstliche rabelaisianische Idylle weiss er in „Sibrandus Schafnaburgensis" auszumalen.

Der Erzählende hat einen alten langweiligen Schmöker

von Buch mit Ausdauer zu Ende gelesen, und ihn zur Strafe in eine Baumhöhle sorgsam versenkt. Darauf ist er ins Haus gegangen und hat sich einen Laib Brot, einen halben Käs' und eine Flasche Wein geholt, mit denen er sich, im Grase liegend, gütlich tut. Diese Abwechlsung empfindet er gegenüber dem Vorhergehenden wie ein lustiges Kapitel aus Rabelais und vergisst bald darüber den „Einfaltspinsel". Später jedoch, da er sich wieder an ihn erinnert, ergreift ihn mitleidsvolle Reue, und er nimmt ihn wieder aus der Höhle hervor.

Elizabeth Barret schreibt einmal ihrem Freunde, dass sie gar nichts durch Montaigne gefärbt finden könne. Zu gleicher Zeit wendet der Dichter hie und da im Briefwechsel die berühmte Frage: que sais-je? an. Er hat also wohl die Essays gelesen. Obgleich Montaigne nirgends dichterisch dargestellt ist, springt die Ähnlichkeit und der Gegensatz zwischen seiner Weltanschauung und der Brownings derart in die Augen, dass man einen bedeutenden Einfluss der Lektüre auf den Dichter annehmen kann. Beide gehören einer geistig äusserst regen Zeit an und besitzen in gleichem Masse einen Einblick in die mannigfaltigsten Fragen, sodass die ganze Breite des Lebens sich vor ihnen auszudehnen scheint. Vieles Wissen führt leicht zum Zweifel, und Montaigne wie Browning sind grosse Skeptiker. Keiner von ihnen findet im Leben die Wahrheit an sich. Der eine fragt: que sais-je?; der andere sagt zum Schluss von „The Ring and the Book", der grossen Tragödie der Wahrheit:

„So British Public, who may like me yet,
(Marry and amen !) learn one lesson hence
Of many which whatever lives should teach:
This lesson, that our human speach is naught,
Our human testimony false, our fame
And human estimation words and wind."

Montaigne wie Browning suchen aber einen Ausweg aus dem Labyrinth, freilich jeder auf seine Weise. Gerade der Gegensatz zwischen ihnen wirft aber ein scharfes Schlaglicht auf die Stellung, welche der Dichter in der Geistesgeschichte der Menschheit einnimmt. Im Gedichte „Prince Hohenstiel-Schwangau", wo es sich um die Not und die Bedürfnisse der Menschheit handelt, legt er dar, dass er wie Montaigne die Ansprüche und Wünsche des Körpers und der sensuellen Natur als den Bindekitt und die Grundlage aller Menschen betrachtet. Während aber Montaigne das Losmachen von dieser Grundlage und die Entwicklung des Geistes als das grösste Unheil ansieht, das über die Menschheit hereingebrochen ist, freut sich Browning des Entstehens von Individuen und zeigt ein grosses Vertrauen auch in die geistigen Kräfte des Menschen. Montaigne empfiehlt dem Weisen, sich den allgemeinen Gewohnheiten anzupassen und der doppelten Wahrheit zu huldigen; Browning dagegen findet die Wahrheit ebenso vielfältig, als es Menschen gibt, und hofft vom geschichtlichen Fortschritt, dass er noch alle schlummernden Kräfte zur Entfaltung bringt. Der eine ist Pessimist, der andere Optimist.

Dem Zeitalter der Renaissance, das dem Dichter auch die bezeichnende Gestalt des Paracelsus geschenkt hat, folgt die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in tieferer poetischer Beleuchtung. Für den Zwischenraum muss aber zunächst doch ein Gedicht behandelt werden, das seines Charakters und Inhalts wegen in diese Zeit zu verlegen ist. Es heisst „The Laboratory (Ancien Regime)" und ist zuerst 1844 in „Hood's Magazine" erschienen und wurde dann 1845 in die „Bells and Pomegranates" eingereiht, wo es mit „The Confessional" unter dem Titel „France and Spain" vereinigt wurde. Eine Giftmischerszene ist darin behandelt, und

Giftmischerprozesse sind ja noch in der Zeit Ludwig XVI. und der Régence nicht selten. In dem Briefwechsel des liebenden Dichterpaares kommt selbst eine Anspielung auf die berüchtigte Brinvilliers vor. Elizabeth Barrett kannte die Geschichte aus der Lektüre der Briefe der Madame de Sévigné. Es ist möglich, dass Browning auch Kenntnis davon hatte, noch bevor er mit seiner nachmaligen Frau bekannt wurde. Jene Schilderungen können aber wohl den Hintergrund zu dem Zeitbild abgeben, das der Dichter entwerfen will. Den grausigen Ton trifft er mit seltener Kunst. Die rauhe Aussenseite eines ungeniert natürlichen Geschlechts malt er in vollendeter Weise. Solche wilde, ungestüme Frauen, wie deren eine im Gedichte geschildert ist, gab es im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert viele in Frankreich. Und welche starke Nerven die Frauen jenes Zeitalters besassen, das beweist, dass selbst die seelengute Madame de Sévigné der Hinrichtung der ihr persönlich bekannten Giftmischerin Brinvilliers in aller Gemütsruhe zusehen konnte, sich an dem Schauspiel ergötzend.

Das von wilder Eifersucht geplagte Mädchen kommt in das Laboratorium des Giftmischers, um dort einen Trank für die verhasste Nebenbuhlerin brauen zu lassen. Aufmerksam verfolgt sie alle Zubereitungen und bittet ihren Helfer, sich ja nicht zu übereilen, denn das Gift müsse auch gut wirken. Sie malt sich vergnüglich aus, wie diese oder jene Phiole Unheil anrichten könne, betrachtet mit Lust die Farben der einzelnen Flüssigkeiten, indem sie dieselben in Gedanken entsprechend für diese oder jene Bekannte münzt; aber nur aus ungezügelter Rachgier kann die Freude hervorgehen, mit der sie sich den Schmerz des Geliebten vorstellt, wenn er die andere in furchtbarer Qual sterben sieht. Nachdem sie noch dem Giftmischer seinen Lohn gegeben und die Lippen

zum Kusse dargeboten, eilt sie zum Tanze beim König, denn niemand soll das Vorhaben ihr anmerken. Auch nicht der leiseste Zug von Rührung und Weichheit geht durch das Gedicht; alles ist als etwas ganz Selbstverständliches und Natürliches dargestellt. Es ist eine grellglühende Flamme, die aber durch ihr unaufhaltsam freies Emporlohen das Auge mächtig fesselt. Auf einen Zeitabschnitt ist wiederum ein helles Licht geworfen.

Die der klassischen Litteraturperiode in Frankreich vorausgehende Zeit ist in einer unbedeutenden Erscheinung in dem Gedichte „The two Poets of Croisic" gestreift, sie selbst hat aber in den Gestaltungen Brownings äusserst geringe Spuren hinterlassen. In „Red Cotton Night-Cap Country" ist Molières Sganarelle als Typus der religiösen Heuchelei angeführt. Das Motto zu „Fifine at the Fair" ist dem „Don Juan" desselben Dichters entlehnt. In „Red Cotton Night-Cap Country" ist ferner noch des Eintretens Boileaus für den verarmten Pierre Corneille gedacht:

„That the Sicur Boileau (to provoke our smile
Began abruptly, — when he paid devoir
To Louis-Quatorze as he dined in state, —
„Sire, send a drop of broth to Pierre Corneille
Now dying and in want of sustenance."

Gekannt hat er natürlich die klassischen Dichter auch, aber seinem eigentümlichen dichterischen Schaffen lagen werdende Zeiten näher als harmonisch in sich abgeschlossene.*)

*) In London trat im Jahr 1846 die berühmte Rachel in Racines „Phèdre" und „Andromaque" und auch in anderen Stücken wie in „Jeanne d'Arc" auf. Dem Dichter gefiel im ersten Stück besonders die Erklärungsszene mit Hippolytus, im zweiten die Darstellung der Hermione. Browning berichtet bei der Gelegenheit seiner Geliebten eine Anekdote über die

Das Zeitalter Ludwig XIV. bildet in der Geistesgeschichte einen Sammel- und Ruhepunkt. Die Strömungen der Vergangenheit werden geeint und zu einer Abklärung gebracht; gleichzeitig können aber in der Stille die Kräfte erstarken, welche einst das Alte stürzen werden, das ja eine leichte Angriffsfläche bietet. Die letzten Regierungsjahre des Königs lassen schon deutlich das Wesen der neuen grossen Zeit verspüren, die so Bedeutendes für das geistige Los der Menschheit leisten sollte. Das Durcheinanderfluten von Altem und Neuem, das wechselnde Ringen absterbender und aufblühender Kräfte lockte aber den Dichter unwiderstehlich an und setzte seine Gestaltungskraft in Tätigkeit. Da eröffnet sich nämlich ein Ausblick auf alle möglichen Triebe, die der menschlichen Natur innewohnen, ungeahnte Beziehungen tun sich da auf, und viele Keime entwickeln sich, die eine innerlich gereinigte Zeit ohne weiteres erstickt. Einer, der alle Fähigkeiten und Anlagen des Menschen kennen lernen will, kann da mit Lust aus einem vollen Becher schlürfen. Browning reicht einen dar, der die ganze Macht seiner geschichtlichen und menschlichen Erkenntnis ahnen lässt. Das beredetste Zeugnis seines vielseitigen Sehens bildet das grosse Werk „The Ring and the Book", und darin blickt man im Monologe des Papstes auf das Wogen des Weltenschicksals hinaus.

Fast symbolisch stellt dieser greise Mann, dem der Tod mit seiner Fackel deutlich winkt, das baldige Erlöschen alter Anschauungen dar. Er selbst spürt es in seinem innersten Mark, dass das Dogma des einigenden,

---

Rachel, die mit Hinweis auf ihre frühere Theaterlaufbahn gesagt haben soll: „C'etait moi que j'etais auf Gymnase", damit ihre ungebildete Herkunft zeigend. Browning schenkt aber dieser von Jules Janin verbreiteten Legende keinen Glauben.

allumfassenden, allerhaltenden und allbeglückenden Glaubens ins Schwanken geraten ist und seine Zugkraft verloren hat. Er sieht unentrinnbar das Zeitalter des Zweifels und der darauf sich gründenden Mannigfaltigkeit der Anschauungen herannahen. Die Stützen des alten Glaubens sind innerlich faul, ihr Festhalten am Dogma ist nur äusserlicher Schein, eine gut beschützende Decke, unter der sich ihre Machtintriguen leicht abspielen lassen. Denen stehen die Molinisten entgegen, die Anhänger des Spaniers Molinas, welche wohl am Dogma festhalten, aber durch das Betonen der Verinnerlichung und der Anschauung Gottes die fest gezeichneten, verstandesmässigen Formen des alten Glaubens verwischen und dem Grundsystem der Kirche schädlich sind. Auf die quietistische Bewegung in Frankreich wird in der Dichtung deutlicher hingewiesen; so wird erwähnt, dass der betreffende Papst, Innocenz XII, die Schrift Fénelons „Explication des Maximes des Saints" verdammte, die dieser zur Verteidigung der quietestischen Ansichten der Mdme. de Guyon verfasst hatte; auch die Mitwirkung Ludwig XIV. zu diesem Beschlusse wird hervorgehoben. Die Molinisten müssen in dem Gedichte überaus häufig als Schreckgespenst dienen, mit dem die äusserliche korrekte Partei den Papst einschüchtern und willfährig machen will. Das Urteil Brownings über die quietistische Bewegung ist wohl leicht zu bilden. Seinem suchenden und arbeitenden Geiste lag tatenlose Beschaulichkeit fern; wo er etwas Durchgeführtes vorfand, das auf Arbeit schliessen liess, fühlte er sich wenigstens künstlerisch angezogen; das klar gefasste System der römischen Kirche musste ihm deshalb, aber einzig aus diesem Grunde, eher zusagen als irgendwelche Verschwommenheit. Katholisierende Neigungen liegen natürlich einem Dichter wie Browning fern. Sein Wunsch geht dahin, dass viele,

viele kleine solcher Kirchen entstehen möchten, auf einem Boden aber, den kein menschliches Wollen geschaffen, sondern der Herrgott selber unmittelbar gegeben hat. Der Papst sieht diesen Boden, er erkennt, dass Caponsacchi seine grossherzige Tat, die Rettung der Pompilia, nicht aus priesterlichem Pflichtgefühl vollführt hat, sondern von seiner eigensten, ursprünglichen Natur dazu getrieben wurde. Und Pompilia, diese reine Blume, sie erwächst nicht im Garten der Erkenntnis vom sittlichen Gehalte des alten Dogmas, sondern wie eine herrliche blaue Glockenblume grüsst sie vom bestaubten Wegrain herüber. Den ersten Experimentalisten nennt der Papst den Caponsacchi, den ersten der Menschen, die ohne besondere Hütungen und Vorschriften auf der Grundlage der vom Schöpfer in sie gelegten Kräfte aufzubauen suchen.

Der Ahnungsschauer einer kommenden, anders-gearteten Zeit, der durch den gebeugten Mann zittert, ist aber berechtigt, denn in den Jahren, da er und sein System noch Macht hatten, ist der Prophet der Gegenströmung geboren. Indem Browning dem Vertreter der niedergehenden Ideenwelt Voltaire entgegensetzt, der 1694 geboren wurde, und ihn einen, in seiner Art furchtbaren Papst nennt, hat er das Gegenspiel zweier sich ablösender Zeitalter typisch geprägt, wie er das so gerne tut. Zugleich ist aber damit die Anerkennung ausgesprochen, die er dem Franzosen zollt, der Platz angedeutet, den er ihm in der Geschichte des Geistes einräumt.

Die Werke Voltaires gehören zur frühesten Lektüre des Dichters, fast noch als Knabe soll er alle seine Schriften verschlungen haben. Elizabeth Barrett scheint sich dann später auf das Anraten des Freundes ebenfalls an Voltaire herangewagt und von den ihr vom Vater verbotenen Büchern dann und wann eins an sich genommen zu haben. In den Werken Brownings selbst stösst man auf will-

kommene Urteile über den grossen Aufklärer. Seine Schwächen sind wohl karikiert, doch scheint sein wahrer Wert unverkümmert hindurch. Vorzüglich bleibt seine Gestalt aus „The two Poets of Croisic" erinnerlich, wo sich der Gewaltige in Liebessehnen verzehrt und dabei, er, der „dem Betrug mit Stahlwaffen unversöhnlich auf den Leib rückte", auf eine so belustigende Weise hintergangen wird. Solch' kleine Menschlichkeiten versöhnen eher als sie abstossen; das lag wohl auch in Brownings Sinn, als er den Vorfall darstellte. Und alsbald setzte er auch ein herrliches Denkmal auf, das den Menschen Voltaire aufs höchste ehrt. Es lautet:

„His anger's flash
Subsided if a culprit craved his cash."

In der Tat, dieses Ruhmesblatt des vielgeschmähten Franzosen wird niemals verwelken, seine Hand und sein Haus öffneten sich stets dem Notleidenden und Bedrängten, für das Recht der Unterdrückten ist er mit unvergleichlichem Feuereifer eingetreten.

Das Gedicht „The two Poets of Croisic" müsste dem litterarisch chronologischen Zusammenhang nach jetzt behandelt werden, allein anderer Gründe wegen sei es einstweilen zurückgestellt.

In „Red Cotton Night-Cap Country" ist das grimassenhaft verzogene Gesicht des „mageren Voltaire" dem Glauben gegenüber als typisch für eine Seite des französischen Geistes vorgeführt. In demselben Gedicht wird satirisch auf die Legenden angespielt, die in frommen Kreisen über das seltsame Ende des „Halbwissers" umgehen. Browning zählte nicht zu deren Gemeinde, die auch heute noch recht zahlreich ist. Die Art, wie Voltaires Gelehrsamkeit sich äusserte, die Art seines Wesens überhaupt ist in „La Saisiaz" durch ein köstliches Gleichnis veranschaulicht. Unter den Fackeln, die Browning selbst

zu seinem Ruhmesfanale vereinigen möchte, befindet sich eine, an der sprühen und fliegen die Flammen bald nattergleich umher, bald legen sie sich in dichterem Schwalm um den Stamm; dessen Glut aber kann fast nie hell hinausstrahlen, so züngelt Witz auf Witz flammengleich vorwärts; das Lachen lässt das Wissen wie von einem Edelsteine erglänzen:

„This, which flits and spits, the aspic,—
sparkles in and out the boughs
Now, and now condensed, the python,
coiling round and round allows
Scare the bole its due effulgence,
dulled by flake on flake of Wit—
Laughter so bejewels Learning,—
what but Ferney nourished it?"

Browning ist wohl durch die Witzeshülle zu dem eigentlichen Kern vorgedrungen, sonst könnte er nicht so sprechen; und was er Ernstes von Voltaire sagt, das lässt erkennen, dass er die Bedeutung des grossen Mannes voll gewürdigt hat. Voltaires Bild tritt in allen Zügen vollendet aus der Gestaltung des Dichters hervor.

Über die beiden andern hervorleuchtenden Grössen des Aufklärungszeitalters hat Browning auch ein Urteil gefällt. Es war schon davon die Rede, dass er seinem Freunde durch allerlei Afterglauben durch einen Bechervoll aus Diderots „Spülicht" austreiben wollte. In dem Worte „rinsings" ist nun keine hohe Achtung vor dem idealen Atheisten und Materialisten ausgesprochen. Elizabeth scheint sich auch etwas geschüttelt zu haben, als sie von seiner Bekanntschaft mit dem Enzyklopädisten hörte. Man braucht aber wohl bei Browning keinen englischen Cant anzunehmen, vielmehr kann man aus jenem Worte gerade eine Verspottung desselben lesen. In seiner Jugend scheint der Dichter selbst eine Zeit lang

Atheist gewesen zu sein, wenigstens wird in „Pauline“ die Rückkehr zu Gott gefeiert. Allein es kann darin auch eine Abkehr vom spinozistischen Pantheismus Shelleys liegen, dessen begeisterter Verehrer Browning ja lange Zeit war. Ein Dichter wie er konnte aber auf die Dauer weder am Atheismus noch am Pantheismus sich befriedigen, sondern da er die Menschen als Individuen betrachtete, lag ihm der Glaube an einen persönlichen Gott näher. Etwas gewagt ist vielleicht die Vermutung, dass die Träume und Reden des sterbenden Paracelsus in Diderots „Rêve de d'Alembert“ ein Vorbild haben.

An der Stelle in „La Saisiaz“, die vorhin einen so schönen Beitrag zur Charakteristik Voltaires geliefert hat, ist auch Jean Jacques Rousseaus gedacht. Browning zählt ihn dort neben Byron zu den „berühmten Unglücklichen“. Er wünscht, des Genfers entzündende Beredsamkeit seinem eigenen Ruhmeszeichen beifügen zu dürfen. Mit dem Inhalt seiner Botschaft scheint er aber nicht einverstanden und kann es nach seiner Weltanschauung auch nicht sein. Jene lautet nämlich: „Alles, was gut ist, ist dahin und vergangen; die Gegenwart ist schlecht und wird immer schlechter; und zuletzt kommt das Allerschlimmste.“ Es ist natürlich, dass Browning, der im „Paracelsus“ den Gedanken des Fortschritts in der Geschichte vertrat, und dessen liebendes Herz zu allen Zeiten Gutes vom Menschen hoffte, solchen Ansichten nicht beistimmen konnte.

Nachdem betrachtet worden ist, wie Browning die hervorragendsten Vertreter des Aufklärungszeitalters behandelt hat, fragt es sich, ob ausser den angeführten Zeugnissen der Einfluss desselben sich nicht auch sonst bemerkbar macht. Kann man den Finger auch nicht auf diese oder jene Stelle legen und sagen, hier und dort hat die Aufklärung eingewirkt, so erscheint doch die Welt-

anschauung Brownings in eigentümlicher Beleuchtung, wenn man das Licht jener für die Geschichte des menschlichen Geistes so denkwürdigen Zeit über sie hält. Da er die Litteratur, die sie hervorgebracht, eifrig studiert und gelesen hat, lässt sich wohl manchmal ein stillwirkender Einfluss annehmen, den Einfluss mit eingerechnet, der sich in der Form ungelöster und allzu sehr bevorzugter Probleme von einer Zeit in die andere hinüberrettet, und der die künftigen Geschlechter zum Weiterausbau oder zur Liebe zum Vernachlässigten anreizt.

Charakteristisch für jedes Geschlecht ist immer die Art, wie es sich mit dem Gottesbegriff abfindet. Drei Phasen treten nach der Richtung im Zeitalter der französischen Auklärung in die Erscheinung. Zunächst verkündet Voltaire die Existenz Gottes als Vernunftnotwendigkeit; dann leugnet Diderot diese Notwendigkeit; zum Schluss erklärt Rousseau, in bewusstem Widerspruch zu den andern, das Dasein Gottes als ein inneres Bedürfnis. Allen Drei ist aber der Hass gegen Dogmen gemeinsam, nur auf dem Grundstein persönlicher Erkenntnis oder persönlichen Fühlens baut sich ihr Bejahen oder Verneinen des Gottesbegriffs auf. Denselben individuellen Ton schlägt Browning an. Gott ist ihm eine Offenbarung von innen, nicht von aussen. Unter den drei erwähnten Anschauungen steht ihm die Voltaires am nächsten. Gott ist die vernünftige Konsequenz des Weltzweckes. Der Dichter kann mit dem grossen Aufklärer sprechen: „Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer." In einem Brief an seine Geliebte spielt er, allerdings scherzhaft, auf diese Stelle an. Wie Voltaire unterhält Browning keinen täglichen innigen Verkehr mit Gott, etwa durch Gebet. Sondern mit einer gewissen Passivität gegenüber dem Schicksal des einzelnen Menschen thront der Schöpfer etwas abseits; er ist gleichsam der Zuschauer bei einem

Spiele, das er selbst ins Werk gesetzt. Soll aber dieses nicht als Komödie gelten, so muss der Ausdruck tiefen Vertrauens in das göttliche Walten bei den beiden Männern zu finden sein. In der Tat braucht man in ihren Werken nicht lange darnach zu suchen, das Wort „trust" begegnet in den entsprechenden hierher gehörigen Stellen bei Browning auf Schritt und Tritt. Alles göttliche Vertrauen kann aber das Übel in der Welt nicht weg erklären. Und in der Stellung zum Übel liegt der Prüfstein aller Religionen. Voltaire war ein grosser Optimist, das heisst, er erklärte das Übel für eine menschliche Schwäche. In seinen späteren Jahren allerdings fühlte er das Elend der Welt tiefer, und die Wunden, die es schlug, manchmal unverschuldet, liessen sich durch den Verstand nicht mehr heilen. Browning knüpft aber in dem Ausbau seiner Weltanschauung von vornherein an diese Erfahrung an. Das Übel und der Schmerz sind für ihn unausmerzliche Bestandteile des menschlichen Ringens; ohne sie hat das menschliche Leben überhaupt keinen Sinn, sie sind die Streiter des Himmels, die der Mensch niederringen muss, um selbst den Himmel zu erobern. Ein gefühlswarmer Hauch geht im Gegensatz zu Voltaire durch den verstandesmässigen Gottesbegriff Brownings, und hier wirkt Rousseau nach. Gott ist ihm die Quelle des Lebens. Die Gedankenwelt, die eine so vorherrschende Stellung in Brownings Dichtwerken einnimmt, ist nur der Fruchtbaum, dessen Wurzeln ihre Nahrung tief aus dem Boden des Empfindungslebens holen. Wenn der Dichter aber trotz seiner Lebenserfahrung sich zum Optimismus bekennt, wenn er in „Pippa passes" den Grundakkord erklingen lässt:

„God's in his heaven—
All's right with the world",

so leuchtet aus diesem Glauben an eine göttliche Welt-

ordnung ein ergreifender Fortschritt gegenüber dem Optimismus Voltaires heraus. Gemeinsam ist aber beiden, und das sei nochmals betont, die Anschauung, dass menschliches Ringen überhaupt Religion ist, und dass beide den Menschen nicht so sehr zum Aufblick gen Himmel als zum Hinaufblicken in sich selbst bewegen wollen, zur Entwicklung vom Schöpfer bereits gegebener Kräfte. Nirgends aber lassen sich die Fäden der Browningschen Weltanschauung geschichtlich und litterarisch zu den Deïsten in seiner eigenen Heimat so deutlich hinüberspinnen, wie zu dem grossen Franzosen, mit dem die Aufklärung vor das Weltforum trat.

In Frankreich hat diese Geistesbewegung ein Faktum erzeugt, dem ihre Begründer und Träger nicht mehr gegenüber standen, zu dem aber Browning wie jeder denkende Mensch Stellung nehmen musste. Von den Greueln der Revolution fühlte sich sein innerlich weiches und liebevolles Empfinden abgestossen. Der Gedanke der republikanischen Staatsform dagegen wirkte wohl mächtig auf seine Anschauung ein, und da er Shelley einst mit Begeisterung gelesen, so mag in seiner Jugend sein Herz ebenfalls vom Tyrannenhass entflammt gewesen sein. Aber Zeit seines Lebens begrüsste er freiheitliche Bewegungen mit Freude, die Ereignisse der zu Ende gehenden vierziger Jahre erfüllten ihn zuerst mit Hoffnung und dann mit Wehmut. Es wäre jedoch verfehlt, Brownings freiheitliche Gesinnung in politischer Hinsicht lediglich französischem Einflusse zuzuschreiben. Vielmehr knüpfen ihn hier die stärksten Bande an seine englische Abkunft. Er schrieb dem gallischen, beweglichen Geiste auch nicht die Fähigkeit zu, ein Problem in seiner ganzen Tiefe zu lösen. Wie sich sein religiöses Denken gegenüber dem Voltaires als das germanisch verinnerlichte darstellt, so mochte er auch die kräftigste

Nahrung zu seinen politischen Ideen aus einem anderen Lager beziehen. Die französische Republik war ja nicht die einzige, die im achtzehnten Jahrhundert entstand. In der neuen Welt bildete sich schon vor ihr ein Gemeinwesen, das republikanische Grundlinien zeigte. Diese Linien weisen aber in ihrer Zusammensetzung und in ihrem Entstehen religiöse Motive auf. Wegen ihres Glaubens Verfolgte fanden hier die nötige religiöse Freiheit, und so bildete sich hier ein Humanitätsideal, das nicht den Ausgleich und das Ineinanderfliessen verschiedener Meinungen zu einem allgemeinen Besten bezweckte, sondern wo die Not das Begrenzte neben dem Begrenzten entstehen liess. Der puritanische und zum Teil independentistische Geist, der sich hier aber geltend machte, herrschte in Brownings Familie und flösste dem Dichter schon von früher Jugend an den Hang zur Individualität ein. Dieser Geist lässt ihn auch an der Vielseitigkeit des Lebens nicht verzweifeln, denn er hat fest in ihn den Glauben an das individuelle Seelenrecht, an die Begrenztheit in der Vielheit gelegt. Brownings politische Gesinnung hängt also mit seiner allgemeinen innig zusammen, wie dies eigentlich natürlich ist; seine freiheitliche Anschauung hat den Protestantismus zur Grundlage, und in der Tat enthält ja der Protestantismus, wo er nicht durch Anlehnung an eine andersgeartete Staatsform einen Teil seines Charakters verloren hat, das Ideal der individuellen Demokratie, die nichts von bequemer Gleichheit kennt. Um diesen Kern seiner Weltanschauung mögen sich die allgemeinen Menschheitsideale, wie sie die französische Revolution zum programmatischen Ausdruck gebracht, gerne gesellt haben; den lieblichen Trank, den die Weltgeschichte ihm von dieser Seite darreichte, hat er nicht verschmäht. In dichterischer Darstellung erscheint die französische Revolution, ausser in einer später zu erwäh-

nenden Anspielung in „Prince Hohenstiel-Schwangau", nur einmal und zwar in „Red Cotton Night-Cap Country".

Um zu beweisen, dass die rote Nachtmütze das wirkliche Symbol Frankreichs ist, wird dort als Illustration eine Szene aus der blutigen Revolutionszeit angeführt; den unglücklichen Ludwig XVI. drängt man vor an ein Fenster, unter dem die Menge tobt, gleichsam mit Tigergelüste nach seinem Blut verlangend. In den Vordergrund dieses Bildes tritt aber eine Gestalt, die fast den Zweck des ganzen Vorgangs vergessen macht, so viel Sorgfalt ist auf ihre Zeichnung verwandt, so plastisch ist sie herausgearbeitet.

Napoleon I. hat des Dichters Einbildungskraft stark beschäftigt; dafür legen ausser dieser Stelle noch zwei andere beredtes Zeugnis ab. Das eine ist das Gedicht „Incident of the French Camp", das zuerst 1842 in der Sammlung „Bells and Pomegranates" erschien mit dem Titel „Camp (French") und zwar vereint mit „Cloister (Spanish)" unter dem gemeinsamen Titel „Camp and Cloister". Das zweite Zeugnis bildet eine Stelle in „Bishop Blougrams Apology", das 1855 in „Men and Women" veröffentlicht wurde. Das Gedicht „Red Cotton Night-Cap Country" erschien 1873. Der Vater Brownings berichtet 1843, dass sein Sohn als Knabe ein Gedicht auf Bonaparte verfasst habe, das nicht ungeschickt gewesen sei und dichterisches Feuer gezeigt habe.

Man sieht aus vorstehenden Daten, dass der erste Napoleon dem Dichter in allen Lebensaltern nahe trat. Ein gemeinsamer Zug geht aber durch die verschiedenen Gestaltungen hindurch: der Künstler und Psychologe fühlt sich hingezogen, der Mensch abgestossen. Die gewaltige Geisteskraft des Korsen erkennt er rückhaltslos an und sieht sie in seinem Äussern deutlich ausgeprägt. In „Incident of the French Camp" stellt er ihn dar, wie

er von einer Höhe herunter der Einnahme Regensburgs durch den Marschall Lannes folgt. Mit ausgespreizten Beinen sitzt er auf dem Pferd, die Hände sind auf dem Rücken zusammengelegt, und der Hals ist vorgereckt. Die ganze Stellung scheint aber nur gewählt, damit die vorgeneigte Stirn im Gleichgewicht bleibt, denn hinter ihr birgt sich eine gewaltige Gedankenlast. In „Bishop Blougram's Apology" will der Bischof vorübergehend annehmen, man besitze Napoleons Kopf und Hand, d. h. also wohl seinen Verstand und seine Tatkraft, und er meint, man eigne sich da viel an, so klug man auch sonst sein mag. Die gewaltige Geistes- und Willensstärke des ersten französischen Kaisers hat der Dichter aber am packendsten in „Red Cotton Night-Cap Country" zu zeichnen verstanden und auch hier wieder im Gegensatz zu dem unbedeutend scheinenden Körper.

„And note the ejaculation, ground so hard
Between his teeth, that only God could hear,
As the lean pale proud insignificance
With the sharp-featured liver-worried stare
Out of the two grey points that did him stead
And passed their eagle-owner to the front
Better than his mob-elbowed undersize,—"

Das Auge des Feldherrn leuchtet auf, da im ersten Gedicht der Bote meldet, dass die Stadt genommen; es wird aber alsbald mild, überzieht sich wie das Auge einer Adlermutter mit einem leichten Schleier, wenn sie eines ihrer Jungen verwundet sieht. Der Soldat hat nämlich an die Freudenbotschaft sein Leben gewagt, und in seiner Ehre getroffen, als sein Kaiser meint, er sei nur verwundet, ruft er ihm sterbend zu, er sei getötet. Der Vorfall soll sich zugetragen haben, nur dass der Bote kein Knabe, sondern ein Mann war. Der heroische Geist in Kaiser und Heer ist hier treffend und zum Teil rührend gezeich-

net. Im zweiten Gedicht wird nach dem Sinn der Grausamkeit gefragt, die Millionen auf Millionen erbarmungslos opfert, sodass man die Gehirnteile umherfliegen und die Eingeweide sich winden sieht. Auf die ganze furchtbare Entschlossenheit Napoleons wird hingewiesen, der sein Ziel unentwegt im Auge hat, ohne sich irgendwie Gewissensbisse zu machen. Das Dämonische in des Kaisers Natur wird auch im dritten Gedicht packend geschildert, wo er die Zähne knirscht ob der Schwachheit des gezwungen lächelnden Königs oben am Fenster; er wünscht sich die Macht und ein Regiment Soldaten, und alsbald wäre der Platz von der „Canaille" gesäubert:

„Had I but one good regiment of my own,
How soon should volleys to the due amount
Lay stiff upon the street-flags this canaille!
As for the droll there, he that plays the king
And screws out smile with a Red Night-Cap on,
He 's done for."

Drei geschichtliche Phasen sind hier in einen furchtbaren Moment zusammengedrängt, das absterbende Königtum, die Schreckensherrschaft des Pöbels und die eiserne Gewalt, welche diese ablöste. Browning ist ein Historiker im bedeutsamen Sinne des Wortes.

Des Dichters Liebe hat aber in die dunkelsten Winkel einen Lichtschein geworfen, und es wäre deshalb sonderbar, wenn nicht auch diese in eigentümlichem Wechselspiele ihm widerwärtige und anziehende Gestalt einen Funken davon verspürt hätte. Wiederum darf man in ihm den Geschichtsforscher erkennen, der den historischen Wert bedeutender Ereignisse vollständig zu schätzen weiss. Denn man begegnet ihm auf der Bahn, die mit einiger Schattierung zu der geschichtlichen Erkenntnis führt, welche eine ruhigere Zeit über den ersten Franzosenkaiser gewonnen. Brownings Urteil in der Hinsicht ist

in „Bishop Blougram's Apology" ausgesprochen. Er erblickte in ihm einen jener Männer, die durch die Vorsehung zu grossem Egoismus bestimmt sind, durch dessen Betätigung aber zum Heile der Menschheit beitragen. Seinem Streben hat vielleicht die unbestimmte Idee vorgeschwebt, dass er auf eine wirksame Weise die Dinge der Welt ins rechte Geleise bringen wolle. Wie Browning sich das dachte, das zeigen die Vorwürfe, die er gegen Napoleon erhebt. Die Heirat mit einer Erzherzogin, das Konkordat mit der Kirche, kurz die Rückkehr zum ancien régime, schlagen jenen Plänen ins Gesicht, wie es der Dichter durchblicken lässt. Es klingt daraus der herbe Ton der Enttäuschung entgegen, die Napoleon vielen bereitet hat. Hätte der Kaiser nicht allzusehr den Wahnbildern seines zügellosen Ehrgeizes nachgejagt, so wäre, wie sie meinen, für Frankreich und die Welt eine grossartige Kulturepoche aufgegangen. Die Ideale der Aufklärung und der Humanität, alle geistigen Errungenschaften und Fortschritte des achtzehnten Jahrhunderts wären in ihr zu einer blühenden und wirksamen Einheit gelangt, da sie unter dem Schutz eines kraftvollen Herrschers gestanden hätten, den nichts an die Vergangenheit fesselte.

An dieser Stelle ist vielleicht der übrigen französischen Herrscher zu gedenken, die einen Platz in des Dichters Werken gefunden. Von der Eigenart Ludwig XI. war bereits die Rede, auch Ludwig XVI. wurde in einem bedeutsamem Augenblicke vorgeführt. In „The Glove" und „Andrea del Sarto" lernte man die Gestalt Franz I. kennen. Nach diesem König ist zunächst Ludwig XIII. erwähnt und des Wartens des Hofes auf einen Thronfolger in „The two Poets of Croisic" gedacht. Von der zentralisierenden Politik Ludwig XIV., der beim Papste die Verurteilung des Quietismus durchsetzt, war schon die

Rede. Einen eigentümlichen Vergleich mit ihm erlaubt sich Guido in „The Ring and the Book". Dieser nennt ihn dort eine Seele, die er verstehe, nämlich er hat es selbst gefühlt, wie es einem wackern, etwas in den Jahren vorgerückten Mann zumute ist, wenn ein hübsches Lärvchen ihm erklärt, dass er zwar königlich, mächtig u. s. w. sei, aber nicht mehr jung. Merkt man auch die satirische Spitze aus dieser Stelle heraus, und gibt sie Stoff zur Heiterkeit, so muss man doch andererseits bedenken, dass in einem andern Gedicht, in „Dīs aliter visum", das Zusammenleben von Alt und Jung als ein seelisches Experiment ernst behandelt ist. Für diesen Zusammenhang genügt jedoch das köstliche Bild des enttäuschten Alten. Am stärksten hat des Dichters Interesse unter den französischen Herrschern die Gestalt Napoleons III. gefesselt, doch dessen ist am besten da zu gedenken, wo die Schilderung zeitgenössischen Lebens zur Betrachtung herangezogen werden kann.

## *III. Beziehungen zur Mitzeit.*

### A. Litteratur.

In diese unmittelbare Mitwelt des Dichters tritt man jetzt ein, nachdem man vor der Abschweifung gesehen hat, wie er über die Aufklärung denkt. Eine wichtige Äusserung desselben muss hier zuerst erwähnt werden. Seiner späteren Gattin teilt er einmal mit, dass seine innere Ausbildung für ihn abgeschlossen sei, und dass nichts mehr von aussen grossen Einfluss auf dieselbe ausüben könne. Darf man diese Ansicht auch nicht zu streng nehmen, so liegt im allgemeinen doch eine grosse Wahrheit in ihr. Was in der Folgezeit auf den Dichter einwirkte, war mehr das Leben selbst, als das Forschen in

den Werken bedeutsamer Zeitgenossen. Gelesen hat er wohl ihre Schriften, denn ein geistig reger Mann, auch wenn er sich selbst für keinen Vielleser hält, begehrt doch unbewusst allfort nach litterarischer Nahrung. Aber selbst verwandte Stoffe wird Browning sich mit klar sondernder Erkenntnis angeeignet haben. Er machte es ja zum Hauptinhalte seiner poetischen Verkündigung, dass man seine persönlichen Fähigkeiten erforschen und den Erscheinungen und Einwirkungen des Lebens bewusst entgegentreten, d. h. sie überwinden, sie aufnehmen oder ablehnen soll. Er wird deshalb bei seinem durchgebildeten Selbstbewusstsein bald gemerkt haben, was in seinen Lebenskreis hineinreichte oder was ausserhalb desselben lag. Ein solcher Dichter wird viel Eigenes bringen und Browning besass dazu eine grosse Kraft; es lassen sich deshalb im allgemeinen zwischen ihm und andern Dichtern und Schriftstellern nur Parallelen aufstellen, und eigentlich recht bezeichnend für Browning und seine Dichterart ist der Umstand, dass er in seinen Werken Urteile über andere Grössen fällt, d. h. dass er unmittelbar angibt, wie er sich zu ihnen stellt.

Daten seiner Beziehungen zur zeitgenössischen französischen Litteratur finden sich vorzüglich im Briefwechsel zwischen ihm und Elizabeth Barrett. Von vornherein lässt sich da sagen, dass, was der Dichter hier sagt, vielfach durch dieses Verhältnis bestimmt ist. Er muss über manche litterarische Erscheinung sprechen, die er vielleicht unbeachtet gelassen hätte. Diese Äusserungen sind deshalb zumeist wertvoll, nicht weil sie die Ansicht des Dichters über diese oder jene Weltanschauung zeigen, sondern weil sie seine künstlerischen Ansichten durchblicken lassen. Da es aber die Aufgabe dieser Arbeit ist, Browning selbst und nicht die französische Litteratur kennen zu lernen, so ist es gleichgültig, ob ein bedeutender

oder ein unbedeutender Anlass vorliegt, wenn nur das Urteil selbst ein Schlaglicht auf des Dichters Wollen und Schaffen wirft.

In „Bishop Blougram's Apology" wird in einem Gleichnis erzählt, wie einer, der bisher nur auf dem Land gewohnt hat, neben anderen Ausstattungsartikeln auch die griechischen Bücher aus Leipzig und die grosse Ausgabe von Balzacs Werken mitnehmen will, als er eine Fahrt übers Meer antritt. Der Kapitän weist ihn damit zurück, da auf dem Schiff nur das Nötigste Platz hat. Es soll damit gesagt sein, dass man auf vieles verzichten muss, wenn man ohne Gefahr durch das Meer des Lebens steuern will.

Der Dichter hat hier dem französischen Schriftsteller einen Ehrenplatz eingeräumt; denn die Griechen waren eine Lieblingslektüre Brownings. Die grosse Bedeutung Balzacs erkannte Browning sofort; er liess alsbald, nachdem er mit seinen Werken bekannt wurde, die englischen Novellen und Romane beiseite liegen, um sich an den Schöpfungen des Franzosen zu erfreuen. In den Briefen an die Geliebte erwähnt er, dass er gerade an der Lektüre von Balzac ist; er betont den machtvollen Eindruck, den verschiedene Romane auf ihn gemacht haben; einmal bemerkt er aber, dass Balzac keine feine Moral besitze, und er tut dies mit Bezug auf die Art, wie Balzac das Litteratengeschlecht behandelt, so z. B. im „Grand Homme de Province à Paris". Aus Florenz schreibt später die Frau des Dichters, dass sie beide in der Verehrung Balzacs eins seien. Jedes neue Werk des bewunderten Romanschriftstellers wurde in der Casa Guidi aufs freudigste begrüsst, und das Bücherbrett, auf dem die Romane Balzacs schön gereiht standen, und das damit den Stolz der Besitzer bildete, mag dem Dichter bei der Ausstattung jener Kajüte vorgeschwebt haben.

Wenn in einem Briefe an Elizabeth der Dichter die grosse dichterische Fähigkeit Balzacs bewundert, die jedem Stoff gewachsen ist, so hat er selbst den Grund seiner Neigung angegeben. Er fand in dem französischen Realisten eine verwandte Künstlernatur. In derselben psychologisch-dramatischen Art, mit der jener in das Seelenleben der verschiedensten Gesellschaftsklassen einzudringen verstand, versuchte Browning das Seelenleben des einzelnen Menschen zu ergründen. Wenn er auch zur Zeit, wo er jenen Brief schrieb, noch nicht zur Darstellung des umgebenden Lebens vorgeschritten war, so sollte er darin dem französischen Vorgänger schon nachfolgen, und zwar manchmal in einem rücksichtslosen Realismus. Das Zeitgemälde, das Balzac in seinen Romanen gibt, hat wohl daneben den Dichter auch an und für sich angezogen.

In jenem Brief aus Florenz, der vorhin erwähnt wurde, betont Elizabeth Browning, dass ihr Gatte, obwohl er das Bühnenspiel und das Vaudeville als die Hauptstücke der Franzosen ansehe, neben Balzacs noch George Sands schriftstellerische Tätigkeit hochschätze, dass er dagegen von Dumas oder Soulié wenig halte. Die Dichterin erzählt ferner, dass über den Wert des Romans oder der Novelle kleine litterarische Streitigkeiten sich im Gattenkreise entspannen. In Wirklichkeit musste Browning dem weiblichen Geschmack seiner Frau in dieser Richtung vieles nachsehen; denn sie war eine leidenschaftliche Liebhaberin von Romanen. Als das Ehepaar 1858 von Marseille nach Paris reiste, wünschte der Dichter, dass sie für immer so miteinander fahren möchten, wenn nur die französischen Romane nicht ausgingen. Dieser Wunsch ist charakteristisch und rührend zugleich. Mit der Anerkennung George Sands durch Browning war es auch nicht so weit her, wie die Gattin glauben machen

will, denn eigentlich „lehrt sie ihn nichts“. Relativ mag er sie freilich über die meisten ihrer Zeitgenossen gestellt haben, den Zug der Hinneigung, den eine bedeutende Frau zu einer bedeutenden Frau empfand, konnte er natürlich nicht in dem Masse teilen, und die Kritik, die er an einem der Romane George Sands übt, an Consuelo, ist ziemlich herb.

Zur Lektüre und zur Kritik scheint ihn die Geliebte besonders angeregt zu haben; in der ersten Zeit ihres Verkehrs wird das Urteil gefällt; bis dahin hatte er nur die Jugendwerke der Romanschriftstellerin gelesen. Man kann dem Dichter wirklich die Überwindung nachempfinden, mit der er nach der Lektüre der drei ersten Bände an die der andern herantritt. Die reiche Beredsamkeit, die trotz allen Wortschwalls die Handlung nicht fördert, hat ihn ermüdet. Die Nebensachen sind ihm mit zu grosser Sorgfalt behandelt, er wirft einen satirischen Seitenblick auf die Kunst der Romanschreiber, welche die Personen nicht aus dem Innern ihrer Ansichten entwickeln und darnach selbständig handeln lassen, sondern die immer neben denselben stehen und Worte der Erklärung beifügen. Das letztere ist natürlich leichter als die echte Darstellungsgabe: ein Kratzen mit der Feder und der Satz platzt heraus. Besonders aber tadelt der Dichter den Mangel an innerer Logik, der sich in dem Roman vorfindet. Consuelo, die Opernsängerin aus der niedersten Volksschicht, kommt in das Schloss Riesenburg und bewirkt, dass die Rudolstädter um ihretwillen dem Ahnenstolz entsagen; sie nimmt das Opfer zunächst an, später aber hebt sie als eine echte Schauspielerin die niedergelegten Vorrechte wie Blumen auf, um sie wieder an die Brust der Eigentümer zu stecken. Die Motive, die dazwischen spielen, so die Liebe zu Albert u. s. w., hat Browning natürlich auch bemerkt, mit

jenem schönen Vergleich will er aber sagen, dass die Ideen, die George Sand vertreten will, in dem Romane wohl alle angeregt sind, aber nicht im mindesten gefördert oder zu einer tiefgehenden Entscheidung gebracht werden. Dieselbe Inkonsequenz findet er darin, dass Consuelo dem unglücklichen Karl das Gewehr entreisst, mit dem er Friedrich den Grossen erschiessen will, obwohl vorher die Schreckensherrschaft dieses Fürsten aufs grausigste ausgemalt ist. Nun lässt sie ihn unbeschädigt laufen, so dass er sein Unwesen weiter treiben kann. An dieser Stelle legt Browning ein schönes Wort für Friedrich ein, dessen väterlicher Herrschaft doch wahrlich schon etwas zu verdanken sei, und findet es mit den Vorwürfen gegen den barbarischen König nicht im Einklang, dass sich Consuelo dem keinesfalls milderen Regiment ihres Musiklehrers Porpora unterwirft. George Sand kann ihm in nichts vorbildlich sein.

Hat man „Consuelo“ gelesen und sieht man sich darauf die Kritik Brownings näher an, so braucht man nicht mehr länger nach den Gründen zu fragen, warum das Werk nicht befriedigt hat. Zugleich wird man aber dies ästhetische Urteil des Dichters im Gedächtnis behalten als einen deutlichen Wegweiser zum Verständnis seiner eigenen Kunst. Er fühlt sich als Dramatiker, und er ist es in dem Sinne, dass er die Gewalten, die in der Brust des einzelnen Menschen mit einander kämpfen, psychologisch klärt und ihr Streiten und Vertragen zur Anschauung bringt. Einer Menschheit, die zur bewussten Erkenntnis des Innern so vordringt, wie er es will, der wird er ein wahrer Dramatiker sein. Er ist der Dramatiker der Individualität.

Wenngleich Browning so die künstlerischen Anlagen George Sands nicht hoch einschätzte, so war er in mancher Hinsicht wahrscheinlich ein Freund ihrer Ideen, wie ja

in jener Kritik ein halbes Bedauern durchschimmert, dass gute Gedanken eine so unvollendete Ausführung gefunden. Der Frauenemanzipation war er als der zugetane Gatte einer Dichterin nicht abhold, obwohl er ihre Auswüchse vermieden wissen wollte. Das männliche Wesen, wie es George Sand zur Schau trug, und wie er es später in Paris selbst kennen lernte, behagte ihm nicht. Er trug das germanische Ideal der Frau in sich.

Obwohl das Zusammentreffen mit der bedeutenden Zeitgenossin in die Zeit fällt, wo man vom Aufenthalt des Dichters in Paris reden muss, so stellt es doch ein wichtiger Zusammenhang hierher. Elizabeth brannte vor Verlangen, einmal mit der vielbewunderten Frau zu sprechen. Im Frühjahr 1852 ging ihr Wunsch in Erfüllung. Sie fand an ihr nichts Weiches, dagegen den Ausdruck sittlicher und geistiger Fähigkeiten, ihr Betragen war einfach. Aber schon zum zweiten Mal scheint Browning seine Frau nicht gern begleitet zu haben, sie nennt ihn den Fürst der Gatten, weil er sich ihretwegen dazu entschloss. Und wäre es nicht George Sand gewesen, so wäre er beim Anblick der Szene, die sich ihm bot, auf der Schwelle wieder umgekehrt. Die Schriftstellerin war von acht oder neun Männern umgeben, denen man die zweifelhafte Existenz ansah, und welche die rote Farbe ihres politischen Glaubensbekenntnisses theatralisch zur Schau trugen. Das ganze Bild war von Rauchwolken eingehüllt, auch fehlte der Speichelauswurf nicht. George Sand bemerkte aber wohl das künstlich freundliche Benehmen des Dichters, und so konnte sich kein warmer Ton in der Unterhaltung entwickeln. Elizabeth empfand es schmerzlich, dass die Schriftstellerin, deren Werke sie so gern las, sich so unzugänglich zeigte und sich wenig um sie zu kümmern schien; Browning selbst kam noch einige mal mit George Sand zusammen, und einmal ging er Arm in

Arm in den Tuilerien mit ihr spazieren. Nach allem aber, was vorliegt, scheint der persönliche Eindruck gegenseitig nicht tief gewesen zu sein.*)

Die Stellung Brownings zu Victor Hugo ist beachtenswert. Zwischen den Dichtungen beider Männer herrscht ja kein grosser Zusammenhang, dagegen stimmten sie in den politischen Anschauungen manchmal überein. Als einmal in Casa Guidi eine Frau vorsprach, die gegen liberale Einrichtungen und Victor Hugo geschrieben hatte, wollte ihr Browning schon deswegen ausweichen. Jahre lang soll er einen Einführungsbrief an den französischen Dichter mit sich herumgetragen haben, ohne dass er je Gelegenheit fand, denselben benutzen zu können. Die gemeinsame Abneigung gegen Napoleon III., der Hass, mit dem dieser Hugo verfolgte, zogen wohl Browning zu dem unerschütterlichen Verteidiger der Freiheit hin. Wie sich aber mit der Zeit die Ansichten des englischen Dichters über Napoleon III. änderten, so scheint sich auch eine leise Wandlung in seinem Verhältnis zu dem Verbannten auf Jersey angebahnt zu haben. Zum Ausdruck kommt die veränderte Anschauung in „Prince Hohenstiel-Schwangau". Es ist der Gegensatz zwischen politischer Tat und politischer Phrase, zwischen dem auf der Erde bleibenden Verantwortlichkeitsgefühl und der in die haltlosen Lüfte sich schwingenden Phantasie, den Browning in jenem Gedicht erörtert. Und wenn man dort Hugo an Thiers angereiht sieht, so muss man nach der Anschauung des Dichters sagen: „Es tut mir weh, dass ich Dich in der Gesellschaft seh'." Er nennt nämlich einmal den Thiers einen Schuft und erklärt, dass er sich etwas daraus mache, dass er keinen Buchstaben von ihm lese. Die Geschichtsschreibung Thiers widersprach auch ganz dem innersten

*) Vergleiche hierzu: Minckwitz (M. S.) Elizabeth B. Browning und Georg Sand. Grenzboten Nr. 61, 1902.

Empfinden des Dichters. Während jener ein Lobredner des Erfolges ist, und über die Fehlschläge lieblos aburteilt, quillt Brownings Herz über von Liebe zum anscheinend Wertlosen und sieht überall bemerkenswertes menschliches Schicksal, gleichgültig ob es zum Erfolg oder zum Fehlschlag geführt hat. Ja, gerade der Fehlschlag, „failure", regt sein dichterisches Schaffen vielfach an.

In ihrem Briefwechsel lassen sich Browning und Elizabeth Barrett wiederholt über die gegenseitigen litterarischen Beziehungen zwischen Frankreich und England aus. Sie bedauern vornehmlich, dass englische Kritiker Werke etwa von George Sand, Alfred de Musset, Lammenais ohne Zusammenhang mit ihrem gesamten Schaffen und mit der Litteratur ihres Volkes besprechen und ohne besondere Not in ein falsches Licht bringen, sodass das grosse englische Publikum eine unzutreffende Vorstellung von jenen Schriftstellern oder von der Litteratur jenes Volkes bekomme.

Zwei berühmte Schöpfungen der französischen Litteratur haben einen mächtigen Eindruck bei Browning hervorgerufen. Es sind dies Beyles „Rouge et Noir" und Flauberts „Madame Bovary". Hier fand er die künstlerische Konzentration und Durchführung, die er bei George Sand vermisste; hier fand er auch in erhöhtem Masse die psychologische Erforschungsgabe, die er an Balzac schätzte. Vom künstlerischen Standpunkt aus muss man wohl auch hier die Neigung des Dichters zu jenen Werken vorwiegend betrachten. Beyle hat mit Browning das gemein, dass er das Empfindungsleben ins Intellektuelle sich umbilden lässt. Das Zeitgemälde, das jener in seinem Roman entwirft, zog natürlich den Dichter auch an. Er hat selbst später in „Red Cotton Night-Cap Country" ein ähnliches über Frankreich geschaffen, nur hat er die schwarze Farbe in die rote auf-

gehen lassen, indem er das Zeitliche ins allgemein Menschliche erhob. An Flauberts Roman muss die bis ins Detail feine Darstellung psychologischer Momente den Dichter vor allem gefesselt haben, aber auch der Inhalt an sich fand wohl grosse Beachtung bei ihm, denn er hat selbst später in eigenen Dichtungen das Problem des Ehebruchs behandelt. In „Rouge et Noir" steht ja die Frage des Sexuallebens ebenfalls im Vordergrund des Interesses und wird zu einer gewissen Spitze getrieben, indem ein Priester sich schrankenlos dem Triebe hingibt und ohne Bedenken zum Ehebruch verleitet. Wie Browning sich zu der Frage stellte, welche die zeitgenössische französische Litteratur bewegte, wird aus dem zweiten, folgenden Abschnitt hervorgehen.

## B. Aufenthalt in Paris und Freundschaft mit Milsand.

Nachdem der Dichter 1846 fast fluchtartig mit seiner ihm neuvermählten Frau die Heimat verlassen hatte, begann für ihn eine Periode persönlicher Erlebnisse und Erfahrungen im Auslande. Neben Italien bildete aber Frankreich jenes Ausland. Auf der Reise nach dem sonnigen Süden nahm das junge Paar in Paris einen Aufenthalt von einer Woche, hauptsächlich um sich auszuruhen. Er sah wenig von der Stadt, nur dem Louvre wurde ein Besuch abgestattet. Die berühmte Gemäldesammlung dortselbst zog den Dichter auch in den folgenden Jahren, da er in Paris weilte, immer wieder an. Rossetti schreibt, wohl 1855, an einen Freund, dass er köstliche Stunden zusammen mit Browning im Louvre verlebt habe, und rühmt besonders dessen Kenntnisse in der altitalienischen Malerei. Zeugnisse dafür, dass sich der

Dichter in der Gemäldesammlung umgesehen hat, finden sich auch in seiner Dichtung. So zählt er in „One Word More To E. B. B. 1855“ unter den bewunderten Madonnenbildern Rafaels, welche nicht so sehr seinen eigentlichen Herzschlag erkennen lassen als sein Sonettenkranz, die „schöne Gärtnerin“, „la belle Jardinière“, im Louvre auf. Auf dem Markt zu Florenz sieht er neben dem Büchlein, das ihn zu seiner Dichtung, The Ring and the Book“ angeregt, eine Kopie von Lionardos, „Mona Lisa Gioconda“ und erinnert sich an eine andere Kopie im Louvre. Die Unschuld der Dame, zu der er spricht, will Prince Hohenstiel-Schwangau mit dem Augenaufschlag kennzeichnen, den die Statue der „Magdalene“ im Louvre zeigt, die vom Schöpfer des Rousseau-Denkmals in Genf, Pradier, herrührt. Des Dichters Interesse für französische Kunst zeigt sich in „Dīs aliter visum“, wo er auf Ingres als den von der Zeit anerkannten Maler hinweist und fragen lässt: „Which will lean on me, of his saints?“ Ferner zeigt es sich in „Fifine at the Fair“, wo er Gerômes Kunst zum Entwerfen eines Kopfes sich wünscht und seine Lust an den Illustrationswerken Dorés bekennt. In „Red Cotton Night-Cap Country“ vergleicht er Miranda mit einem Bild von Blake, Clara mit einem solchen von Meissonier. Er kennzeichnet hiermit den Gegensatz des mehr Andeutenden und des sauber Durchgeführten, der zwischen der Kunst jener beiden besteht. In seiner Jugend hat Browning in der Dulwich-Gallerie Poussins Malerei kennen gelernt. Der Maler Gérard de Lairesse, den der Dichter in „Parleyings etc.“ behandelt, gehört nicht hierher, er ist ein Vläme. — Ein Bild, das Browning in Paris sah, soll ihn zu dem Gedichte „Childe Roland to the Dark Tower came“ veranlasst haben. Der Titel dieses Gedichtes erinnert an den tapferen Paladin Karls des Grossen. Gemein hat der Ritter des

Gedichtes mit jenem nur, dass er ins Horn bläst, hier aber um zu verkünden, dass er das Ziel seines Auszugs erreicht; man hat also eher einen Ritter aus der Tafelrunde Arthurs vor sich.

Zum zweiten Mal weilt das Ehepaar im Juni 1851 in Paris und zwar zunächst drei Wochen lang. Dann aber wohnten sie vom September dieses Jahres bis zum Juni 1852 ständig in der französischen Hauptstadt. Als sie von Italien hierher kamen, wurden ihre Gemüter ganz aufgeweckt, denn nach der ziemlichen Abgeschlossenheit in Florenz tat ihnen die Berührung mit dem frischen Lebensstrom der grossen Welt wohl. Sie, die doch im Herzen eigentlich Puritaner waren, ergötzten sich an den bezaubernden Hüten, welche die neueste Mode hervorgebracht, ja sie gingen an zweideutigen Kupferstichen vorüber, ohne sie anstössig zu finden, denn sie meinten, so etwas entspräche dem genius loci. Heiter und leicht war das Bild, das sie von den Parisern und den Franzosen überhaupt in sich trugen; der Dichter nahm die Leute des „pleasant land of France" nie ganz ernst, unter denen es sich von der eigenen strengen Art dann und wann ganz lieblich ausruhen liess. Die litterarischen Erzeugnisse leichter Natur, wie sie Frankreich als charakteristisch angerechnet werden, nahm Browning eben in diesem Sinne auf, und wo er eine leichtere, sinnliche Lebensart kennzeichnen will, da führt er manchmal, schalkhaft lächelnd, den französischen Roman als Schreckgespenst an. So nennt er in „Soliloquy of the Spanish Cloister" von 1842, bei der Ausmalung des zufriedenen und des unzufriedenen Klosterbruders, das französische Romanbuch mit seinem grauen Papier und seinem groben Druck skrofulös, bei dessen Anblick man schon mit Hand und Fuss dem Fangbereiche Belials angehöre. Zu den Leuten, welche nach Bischof Blougram Interesse erwecken,

da sie sich auf einer schmalen Grenzscheide zu halten wissen, gehört die Frau von verdächtigem Ruf, welche liebt und trotz der Lektüre neuer französischer Romane ihre Seele rein bewahrt. In einem französischen Buch hat derselbe Bischof den Ursprung des Schamgefühls so dargestellt gefunden, dass der erste Mann, der liebte, seine Keule fallen liess und so wehrlos von einem andern angefallen wurde, worauf er sich das nächste Mal mit seiner Geliebten in die Büsche schlug. In einem Gedicht, das „Nationality in Drinks" betitelt ist und das zuerst 1845 unter dem Namen „Claret and Tokay" erschien, ist der muntere Charakter der Franzosen versinnbildlicht. Ein Mann, der wohl ein Liebhaber des französischen Nationalvereins ist, steht am Rande eines Teiches, unter dessen schwarzer Oberfläche und Schilf er soeben eine Flasche Claret verschwinden sieht. Betrübten Herzens und träumerisch schaut er hin auf die Stelle, wo noch die Blasen aufsteigen, denn es ist, als ob eine muntere französische Dame, plötzlich aus des hellen Lebens lustigem Treiben gerissen, mit den Armen an der Seite und ausgespreizten Beinen in der finstern Tiefe des Ozeans verschwände.

Wiewohl das Klima Englands bei der Kränklichkeit Elizabeths schon auf den Aufenthalt in wärmerem Lande hinwies, so ist doch die Wahl von Paris als Abwechslung zu Florenz bezeichnend; die verhältnismässige Stille in der italienischen Stadt liess wohl manchmal die Sehnsucht nach bewegterem Treiben entstehen, in das jeder zu Zeiten wieder gerne untertaucht, der es einmal kennen gelernt. Zu der Ruhe in Florenz eignete sich aber gerade Paris als wohltuender Gegensatz, und nachdem Browning 1852 in die Casa Guidi heimgekehrt war, fand er es dort einförmig nach dem bewegten Treiben auf den Boulevards. „Man kann an keinem Ort so leben wie in

Paris", erklärte er, und die Frau sagte: „Paris ist meine Schwäche, Italien meine Leidenschaft". Zwar hat das Browningsche Ehepaar sich nicht weit in die Pariser Welt vorgewagt, vielmehr ziemlich tüchtig in seinem Heim gearbeitet, allein für den einsam Schaffenden ist es oft ein grosses Gefühl der Erhebung, sich einen Schritt vom wogenden Leben entfernt und am Zentralpunkt geistiger Strömungen zu wissen.

Zwei Gedichte Brownings stammen nun aus jenen Pariser Jahren, über die mancher den Kopf schütteln wird oder schüttelt, denn ihr Inhalt streift nahe an die pikanten Szenen, die aus der Schilderung Pariser Lebens sonst bekannt sind. Man muss den von der Einsamkeit sich erholenden Browning durch die licht- und menschendurchwogten Boulevards gehen sehen, das sich ihm darbietende Schauspiel mit Interesse und Heiterkeit beobachtend. Manche Vorgänge mögen ihn da angezogen, manche Grüppchen sein Augenmerk auf sich gefesselt haben. Und zudem befand er sich ja in Frankreich, in Paris, das für solche Bilder weltberühmt ist, und wer wird in Paris auf die Dauer so furchtbar ernst sein.

„Respectability" und „A Light Women" heissen die Gedichte und sind beide 1855 erschienen in „Men and Women", an welche der Dichter in Paris die letzte Hand legte. Im ersten wandelt ein Pärchen durch Nacht und Wind am Seinestrand entlang und biegt dann endlich in die beleuchteten und belebten Boulevards ein. Sie spotten in ihrem Glückgefühl der Gesellschaft, denn hätten sie in ihrem Schoss gelebt, er als tugendhafter Mann, sie als das Muster aller Frauen, so hätte es Jahre lang gedauert, bis er den Handschuh, den ihm das Gesetz der Welt über die Hand gezogen, hätte ausziehen und ihr zartes Kinn warm hätte liebkosen dürfen.

Im zweiten Gedicht sieht ein in der Liebe Erprobter,

dass sein Freund, der gerade in der Hinsicht erfahrener zu werden verspricht, in das Netz einer guten Bekannten von ihm gerät, von der er weiss, dass sie den Freund nur in einer Laune als hundertste Eroberung zu ihren neunundneunzig andern gewinnen will. Dazu hält er ihn jedoch für zu gut. Er macht sie ihm mit leichter Mühe abspenstig, denn sie verlässt gern den Zaunkönig und folgt dem Adler. Damit erbost er den Freund; sie hält er aber in der Hand wie eine überreife Birne, die bei der ersten leisen Berührung vom Zweige sich losgemacht, und da er sie nicht kosten will, schaut sie ihn vorwurfsvoll an, dass er sie nicht an ihrem Platze gelassen.

Während im ersten Falle der Dichter sich an dem Duft einer wild wachsenden Blume erfreut und unmittelbares Leben veranschaulichen will, lernt er aus dem andern Falle, dass man mit Seelen nicht spielen soll, denn auch in den Frauen, welche die wohlgeordnete Welt ausgestossen, sieht er noch Seelen. In „Red Cotton Night-Cap Country" gedenkt er des Schicksals der bedauernswerten Wesen in ergreifender Art. Die Männer wollen nur eine Stunde darauf verwenden, sie aber werfen das ganze Leben darum weg; die Männer wollen ihren Sinn befriedigen — sie verlangen nach Seele. Tränen der Rührung entfallen ihm, der sich längst solcher Weichheit entwachsen glaubte, als er an einer der hundert ersten Nächte der Aufführung von Dumas „Dame aux Camélias" beiwohnte. Das Drama erschien 1852 im Druck. Wie ein echter Botaniker beugt sich Browning nieder, um auch das unscheinbarste Pflänzchen zu besehen und sein Lebensgesetz zu erkennen. Sein persönliches Ideal einer Blume ist allerdings anders geartet als jene Clara in „Red Cotton Night-Cap Country", vor der er gerechten Abscheu hat. An ihr gefällt ihm jedoch die Vollkommenheit auf ihre Art, sie will nicht anders sein, als sie ist, und lebt nur ihrem eigenen Gesetze.

Zeitgenössischer Einfluss in französischem Gewande hat ihm das Problem der Halbwelt nahe gelegt, er nimmt es auf mit seiner alles Leben umfassenden Liebe, der es nicht davor graut, in die erbärmlichsten Hütten zu treten und dorthin den versöhnenden Schein des Himmels zu tragen. Wenn man sich so wie er erinnert, dass dort auch Menschenseelen ihr Dasein fristen, die göttlichen Samen in sich tragen, so ist der erste Schritt zur Besserung getan. Browning ist kein moralisch voreingenommener Richter, der andere nur nach seiner eigenen Grundlage und nach seinen Erfahrungen ansieht, aber freilich einer, der über Unwahrheit, wo sie sich bei den Einzelnen kund gibt, streng zu Gericht sitzt.

Neben der Halbwelt spielt der Ehebruch in der neueren französischen Litteratur eine grosse Rolle, und auch an Browning sind die Strömungen seiner Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Das 1857 erschienene Werk Flauberts „Madame Bovary", in dem die Schilderung des Ehebruchs seine künstlerische Vollendung erreicht, machte, wie schon erwähnt, grossen Eindruck auf den Dichter. Wie er aber das Problem anfasst, das ist überaus bezeichnend für seine eigenste Art. Abgesehen von „The Ring and the Book", wo er in dem schönen Verhältnis von Pompilia und Caponsacchi zeigt, dass auch in gefährlicher Lage die Reinheit bewahrt bleiben kann, und die Pflicht über der Neigung steht, wendet er in „James Lee's Wife" und in „Fifine at the Fair" die Frage ins Psychologische um. In dem einen Gedicht will er erfahren, welchen Seelengewinn die beiden Teile nach der Trennung zu verzeichnen haben. Denn die Ausbildung der einzelnen Seele durch Freud und Leid, die aus dem gleichsam experimentierenden Zusammenleben zweier sich ergeben, ist auch im Ehebunde die Hauptsache. In dem andern Gedicht stellt er in symbolischer Weise den Kampf

zweier mächtigen Naturen dar, die in jeder einzelnen Brust hausen, nämlich eine männliche, die zum Erfassen des vielgestaltigen Lebens drängt, und eine weibliche, die jenes Getümmel scheut und nach Hingabe an die Einheit des Ideals verlangt, nach schrankenlosem Versenken begehrt in die weltferne süsse Ruhe des sicheren Besitzes. Diese Ruhe kann aber die Welt nicht geben, nur ahnen kann sie das bange Herz, und so befinden sich beide Seiten der menschlichen Natur zumeist im Zwiespalt, in der Einzelseele geht gleichsam ein Ehebruch vor.

Schilderungen Pariser Lebens haben mit den Folgerungen, die sich daran geknüpft, erkennen lassen, welche Stellung der Dichter zu manchen Problemen seiner Zeit einnimmt. Neben den Gedichten „Respectability" und „A Light Woman" liefert aber auch noch „Apparent Failure" ein Bild aus der Weltstadt. Das Gedicht erschien 1864 in „Dramatis Personae"; abgefasst wurde es, als Browning in einer Zeitung las, dass die Morgue zu Paris, das Totenhaus am Seinestrande, wo die Ertrunkenen aufgebahrt wurden, dem Untergange geweiht sei. Die Erinnerung an einen tiefen Eindruck, den er dort erlebt, wurde in ihm wach, und er beschloss, in einem Gedicht das Gedächtnis an die Morgue zu erhalten. An einem Sommertage des Jahres 1856 war er, nachdem er soeben dem Schauspiel der Taufe des kaiserlichen Prinzen beigewohnt, dort eingetreten. Drei Männer, die vielleicht noch die vorhergehende Nacht unter Brückenpfeilern oder auf dem Pflaster ihr Nachtlager hatten, lagen nun friedlich gebettet auf dem Kupferlager unter dem Glasschrein und ruhten aus vom leidvollen Leben. Drei Typen aus der Pariser Welt sieht der Dichter in den Selbstmördern. In dem ersten erkennt er einen Schwärmer, der wie Bonaparte die Tuilerien gewinnen zu müssen glaubte; der zweite hat die Hand noch zornig geballt,

er ist ein Sozialist, ein Aufrührer; das Opfer aber der Liebe und des Spiels ist der dritte. Nur scheinbarer Fehlschlag jedoch tut sich hier kund, denn der Dichter hofft, dass des Schöpfers Wille auch an diesen Wesen nicht ganz fehlgeschlagen, dass sein Blick gnädig durch die Wolken strahlt, die dick und schwarz sich dem Auge des Menschenkinds zeigen. Brownings Liebe und Vertrauen sind unerschütterlich auch gegenüber den grausen Erscheinungen, welche das Grossstadtleben zeitigt.

Ausser den Monaten von 1851 auf 1852 lebte das Ehepaar Browning noch von Oktober 1855 bis Juni 1856 und dann wieder im Sommer und Spätherbst 1858 in der französischen Hauptstadt. Wegen der Kränklichkeit der Frau brachten sie im letzten Jahre in der Zwischenzeit acht Wochen in Le Hâvre zu, wo es ihnen aber keineswegs gefiel. Der Kreis der Gesellschaft, in der sie in Paris verkehrten, war beschränkt und erstreckte sich zumeist auf eigene Landsleute. In erster Linie stand ihnen das gastfreundliche Haus der Madame Mohl offen, die, eine geborene Engländerin, mit dem Orientalisten Mohl, einem Schwaben von Geburt, auf französischem Boden ein Heim gründete, das sie durch ihren Geist und ihre Unterhaltungsgabe zu einem Sammelpunkte der Pariser Intelligenz machte. In ihrem Hause mögen die Browningschen Eheleute den alten Thierry kennen gelernt haben, der sie freundlichst zum Mahle einlud. Gewöhnlich traf sie aber das Unglück, die französischen Grossen zu verfehlen. Bei Moncton Milnes (Lord Houghton), der sich eine Art Sport daraus machte, alle bedeutenden Leute persönlich kennen zu lernen, trafen sie beim zweiten längeren Aufenthalt mit Mignet, Cavour und wieder mit George Sand zusammen. Béranger sahen sie einmal auf der Strasse. Zu Lady Elgin unterhielten sie enge freundschaftliche Beziehungen. Brownings Vater und Schwester

liessen sich in diesen Jahren auch ständig in Paris nieder; der leichtere Verkehr mit den Verwandten war dem Dichterpaar ausserordentlich angenehm. Von Buloz, dem Herausgeber der „Revue des deux mondes" wurden sie auch einmal empfangen.

In dieser Zeitschrift war am 15. August 1851 eine Kritik erschienen und zwar als zweiter Teil eines Artikels, der „La poésie anglaise depuis Byron" hiess. Der erste Teil handelte von Tennyson. Der Verfasser des Aufsatzes war Josephe Milsand, ein aus Dijon gebürtiger Kritiker und Schriftsteller. Mit keinem Manne hat dann je den Dichter innigere Freundschaft verknüpft als wie mit diesem. Es muss in der Tat für Browning erhebend gewesen sein, dass aus fremdem Volke sein feinsinnigster Kritiker erstand. Solchem Verständnisse seiner Dichtart war bis dahin der Dichter selbst in seinem Heimatlande nicht begegnet. Die Kritik des Franzosen ist auch noch heute wertvoll und zumeist zutreffend, obwohl ihm nur wenige Werke des Dichters vorlagen.

Als das Vorherrschende in Brownings Dichtungen hebt Milsand das Gedankliche hervor, und zwar erkennt er dies sowohl im Hinblick auf die künstlerische Konzeption, als auf den Gehalt des Dargestellten und das Wesen der Weltanschauung. Brownings Dichternatur ist nach ihm derart beschaffen, dass er mit seinen Gedanken die Gestalten und Vorgänge des Lebens durchdringt, die gewonnenen Erfahrungen begrifflich verallgemeinert und überschaut, bis sich schliesslich diese Begriffe wieder sammeln und poetisch verkörpern. Er gehe also grade umgekehrt vor wie andere Dichter. Da er sich aber immer an die Erscheinungen der Wirklichkeit halte, so verflüchtigten sich seine Gestalten nicht zu Idealbildern, trotzdem sie aus solchen Verallgemeinerungen hervorgingen, sondern sie seien die Zusammenfassungen von

tausend realen Einzelheiten in einer Definition. Hält man an diese kritische Erkenntnis z. B. die erst später geschaffene Gestalt des Prince Hohenstiel-Schwangau, so wird man ihre Richtigkeit nur bestätigen können. Der Dichter, meint Milsand, schaut hinter die Gegenstände und beobachtet dort die Fähigkeiten und Gedanken in ihrer Entwicklung, er dringt unter die konkave Oberfläche der Erdendinge. Seine Dichtung ist nach ihm die eines neuen Menschengeschlechts, das nicht nur Formen und Tatsachen kenne, sondern Begriffe und Sätze, Verkettungen und Vorgänge unterscheide und für wirklich halte. Browning ist der Dichter des Zeitalters der Beziehungen. Vergleicht man damit, was der Dichter den Papst in „The Ring and the Book" sprechen lässt, der in der Ahnung eines neuen Zeitalters erklärt, das der Glaube an das Ding dem Glauben an die Beziehungen gewichen ist, so ist man betroffen von dem frühen Scharfblick des Kritikers. Diesen bringt aber manchmal die Unparteilichkeit zum Verzweifeln, mit der Browning das Gute und Böse nebeneinander stellt und beide nur als Abstufungen derselben Lebenskräfte betrachtet.

Unter den verschiedensten Darstellungsarten hielt Milsand die Epik für die dem Dichter angemessenste. Der vielumfassende Blick Brownings, in dem sich alle möglichen Lebensströmungen widerspiegelten, mochten ihn zu der Ansicht verleiten. Er sah in ihm auch nicht den Dichter des Individuums, obwohl er anerkennt, dass Browning nur in die einzelne Persönlichkeit das Vertrauen zum Fortschritt setzt, sondern den Dichter der Menschheit. Er glaubte, dass Browning unter allen lebenden Dichtern am besten geeignet sei, die Begriffe der Religion, der Moral und der theoretischen Wissenschaft, wie sie die moderne Zeit geschaffen, dichterisch umzubilden.

Milsand gibt also der Hoffnung Raum, dass Brow-

ning sozusagen der spezifische Dichter des neunzehnten Jahrhunderts sein wird; ob er es geworden ist, darüber hat die Nachwelt und wohl auch schon die Jetztzeit zu urteilen. Der grosse Epiker, zu dem ihm der Kritiker riet, ist er nicht geworden, das lässt sich schon jetzt sagen, man müsste denn das Wogen und Wallen der Lebensströmungen um das Individuum, dessen Stehen im Meere der an- und abfliessenden Formen und Erscheinungen, für das epische Bild der Neuzeit halten. Nicht zu verkennen ist aber, dass der Anmarsch grösserer Gruppen oder der Menge, wie es ein episches Werk verlangt, in Brownings Dichtungen wiederholt eingesetzt, in „Paracelsus", „Sordello" und „Prince Hohenstiel-Schwangau", allerdings hier auch nur im Kopfe des Individuums, in „The Ring and the Book" in Wirklichkeit.

Dem Kritiker lagen zur Beurteilung „Paracelsus", „Bells and Pomegranates" und „Christmas-Eve and Easter-Day" vor. „Sordello" hat er nicht gekannt. Dafür wurde ihm dieses Werk 1863 bei seiner Neuausgabe gewidmet, seinem Andenken weihte der Dichter 1887 „Parleyings with Certain People of Importance" mit dem Epitaph: Absens absentem auditque videtque. Milsand war 1886 gestorben.

Das schöne Geleitwort in die Ewigkeit drückt die ganze Innigkeit des Verhältnisses aus, das zwischen beiden Freunden geherrscht. Wenn der eine als den Schlussstein des „Paracelsus", welches Gedicht er in seiner Kritik ausführlich behandelte, das Ergänzende erkannte, das die Hauptgestalt, die ihre Liebe in gedankliches Streben eindämmt, mit dem unmittelbar liebenden Sänger aus Italien verbindet, so stellt in ihrem Freundschaftsverhältnis Browning den Paracelsus, Milsand den Aprile dar. Das Zarte und individuell Ansprechende vermisst dieser an des Dichters Gestalten. Umgekehrt errichtet Browning

in „Red Cotton Night-Cap Country“ seinem Freunde das schönste Denkmal, indem er für den armen, in Wunder- und Aberglauben befangenen Miranda auf eine Himmelsstimme hofft, die ihn wegen Rats zu Milsand weist. Er schildert die menschenfreundliche Art, mit der dieser zum wunden Punkt der Krankheit vordringen und wie er gesunden Ratschlag liebevoll erteilen wird. Erhebend und rührend sind dann die Worte, mit denen der Dichter diesen Wunsch, der sich nicht erfüllte, begleitete:

„Since angel would not say this simple truth,
What hinders that my heart relieve itself,
Milsand, who makest warm my wintry world,
And wise my heaven, if there we consort too?“

Warmen Lichtschein hat der Freund in des Dichters innere Winternacht gesandt. Nach dem Tode seiner Frau mag der Umgang mit dem Freund und dessen Familie, besonders während der Sommermonate zu St. Aubin, Browning wohl getan haben. Einmal sagt der Dichter, dass keine Worte die Liebe wiedergeben könnten, die er für Milsand empfinde. Er habe niemals seinesgleichen unter den Menschen kennen gelernt. Elizabeth Browning schreibt einmal an ihre Schwägerin, dass sie nach der geräuschvollen Unterhaltung mit anderen Denkern mit einer wahren Ehrfurcht zu Milsands stiller und doch so tiefer Art zurückkehre. Damit stimmt überein, was Browning wieder in „Red Cotton Night-Cap Country“ von dem „Diamanten in der Kieselumgebung“ sagt: „Er weiss mehr und liebt tiefer, als die Welt weiss, die noch nie seinen Namen hörte und hoffentlich auch nie hören wird.“ Bei einer Durchreise in Dijon soll Browning zweimal vor das Haus Milsands gegangen sein, nur um zu sehen, wo derselbe gewohnt. Der Dichter sandte auch gewöhnlich seine Druckbogen dem Freunde zum Durchsehen; es liegt darin ein hohes Vertrauen in die Sprach-

gewandtheit des Franzosen. Die Bekanntschaft mit Dourlans, einem anderen französischen Kritiker, der ihn auf seinen Alpentouren begleitete, verdankt er ebenfalls Milsand.

## C. Napoleon III. und zeitgenössische Geschichte.

Überaus viel hat so der Aufenthalt in Paris und Frankreich dem Dichter geschenkt. Seinen treuesten Freund hat er dort erworben, die geistigen Strömungen der Zeit sind ihm dort in ihrer französisch auffälligen Form nahe getreten. Allein nur von einer Seite wurden diese bis jetzt berührt. Das Paris, wie es Browning kennen lernte, war in den hervorstechendsten Zügen ja noch das alte, und doch wandelte es sich unter den Blicken des Dichters zu etwas Neuem um. In der „Lichtstadt" wurde es erst damals auch äusserlich heller, das bunte Wogen und Treiben stieg damals auf seinen Höhepunkt, begann damals seine gleissende Pracht zu entfalten. Alte Stadtviertel wurden niedergerissen, dafür entstanden schöne neue, der Wohlstand hob sich, und damit zogen Genusssucht und Luxus ein; der französische Geist schäumte bald vor Übermut und blickte, ermutigt durch politische Erfolge nach Aussen, auf die übrige Welt stolz und mitleidig herab. In der „grande nation" erwachten die alten Kriegsgelüste. Das Verlangen nach gebietender Machtstellung unter den übrigen Völkern wuchs beständig. Diese Vorgänge beobachtete der Dichter wohl, sein Augenmerk war aber auch auf die Person des Herrschers gerichtet, der als der Schöpfer des Paris, wie es noch heute in den Augen der Welt dasteht, gelten konnte. Browning und seine Frau haben selbst dem Einzuge des neugewählten Kaisers

in Paris beigewohnt. In die Gestalt Napoleons, in sein Innenleben liess der Dichter alle Fäden einmünden, die das Gewebe der Zeit dahin und dorthin durchschossen. Nach dem Sturze des Kaisers hat er 1871 in dem Gedichte „Prince Hohenstiel-Schwangau", Saviour of Society dessen Seelenbild aufgestellt, zugleich aber ein Denkmal der politischen und gesellschaftlichen Bewegungen des neunzehnten Jahrhunderts damit geschaffen.

Das Gedicht ist aber nicht die einzige Äusserung, die von Browning über Napoleon III. vorliegt. Sein Urteil über den Mann war nicht immer dasselbe; von einem ungünstigen hat es sich in leisem Steigen zu einem versöhnlichen umgebildet. Des Dichters Frau dagegen war von vornherein eine eifrige Fürsprecherin des Kaisers, und sie schreibt scherzhaft, dass es wegen diesem Zwiespalt in der Auffassung des Präsidenten und Kaisers zu häuslichen „Emeuten" gekommen sei. Das schillernde Wesen Napoleons machte allerdings eine verschiedene Beurteilung möglich. Sie betrachtete ihn als den Heros der Freiheit, der liberalen und demokratischen Ideen; er sah wohl auch, dass der Bonaparte Anflüge zur Verwirklichung jener Hoffnungen nahm, ihm fiel jedoch um so stärker auf, wie jener mitten in seinem Flug anhielt und die Erwartungen vieler täuschte. Das Zusammengehen mit dem Papst, wodurch die Hoffnung des Dichters auf ein geeintes freiheitliches Italien sich zerschlug, der Staatsstreich, den Browning in Paris selbst miterlebte, die Komödie der Wahlen, wo der Präfekt den Wählern den Stimmzettel in die Hand drückte, erweckte den Eindruck des freventlichen Spiels mit Menschheitsidealen und riefen den Schein der Lüge hervor. Welche tiefe Bedeutung die Einrichtung des Plebiszits, die Wahl des Kaisers durch das Volk, im Prinzip in sich schloss, das entging dem Dichter nicht, der tief geschichtlich dachte und die

politischen Erscheinungen im Lichte des Zeitgangs betrachtete. Die Menschheit, wenigstens ein Teil derselben, trat hier in geordnetem Gange auf, um ihr Schicksal selbst zu regeln. Die demokratische Idee, die man wie seinen Herzschlag aus dem neunzehnten Jahrhundert heraushören kann, lag ja dem Dichter in seinen Schöpfungen nicht fern. Ein Entfesseln und Anerkennen der Kräfte, die noch unentwickelt oder verborgen dem Lichte entgegen harren, ist ein Zielpunkt seines dichterischen Schaffens.

Es wurde schon einmal darauf hingewiesen, dass Browning nur eine individuelle Demokratie im Auge haben konnte. Wo Mengen in seinen Dichtungen auftreten, wird auch vorwiegend ihres geistigen Schicksals gedacht, der Kluft, die sich zwischen Gebildet und Ungebildet auftut, so in „Paracelsus", in „Sordello" und auch in „Prince Hohenstiel-Schwangau".

Dieses Gedicht spiegelt aber in noch stärkerem Masse die materielle Seite der Bewegung wieder, das Aufstreben der unteren Volksschichten zu einer äusserlich gebesserten Form ihres Daseins. Wenn Browning diese Bewegung mit der Gestalt Napoleons verknüpfte, so hatte er allen Anlass dazu, denn gerade auch in Paris und in Frankreich konnte ihm die Berechtigung materiellen Strebens verständlich werden. Der Dichter hatte offene Augen und bildete seine Meinungen stets nach dem Realen; es konnten ihm deshalb die segensreichen Folgen nicht entgehen, welche die materielle Fürsorge Napoleons mit sich brachte. Er sah doch, dass Napoleon etwas leistete, und darnach musste er sein Urteil über ihn nachprüfen. Beim Grenzverkehr empfand er die Erleichterung im Passwesen als grosse Wohltat und bekam so den Einfluss der Regierung Napoleons am eigenen Leib zu verspüren. Elizabeth berichtet nun mit

Freude, dass ihres Gatten Gesinnung über den französischen Kaiser sich gemildert, dass er wenigstens nicht mehr zur Opposition gehöre. Die liberale Wendung, die Napoleons System in den zu Ende gehenden fünfziger Jahren nahm, konnten diese Gesinnung nur bestärken; auch die Hilfe, die der Kaiser 1859 dem geliebten Italien brachte, mussten den Dichter freundlich stimmen, obwohl er es nicht damit in Einklang fand, dass Napoleon ein Trinkgeld, Savoyen und Nizza, einsteckte. In einem Brief an den Maler Story vom Jahre 1863 bedauert Browning, dass Napoleon in der letzten Zeit klerikale Neigungen zeige und der Börsen- und Spekulantenschwindel überhand nehme, dass aber das Gute, das Napoleon geschaffen, jene Mängel klein erscheinen lasse. An Miss Blagden schreibt der Dichter nach dem Erscheinen von Prince Hohenstiel-Schwangau, dass er die Überzeugung hege, den Kaiser habe bei seinem Wirken immer ehrliche Absicht geleitet, aber er sei zu schwach gewesen, seinen Ideen volle Geltung zu verschaffen.

## Prince Hohenstiel-Schwangau.

Gedanke und Tat, Wollen und Vollbringen, widersprechen sich oft; man fragt sich dann, wo die Wahrheit und wo die Lüge zu suchen ist. Ehrliche Naturen, denen kein äusserer Erfolg winkt, oder die aus Schwachheit fehlen, rechten mit sich darüber, ob sie die tröstliche Einheit des Lebens aus der Tiefe ihrer Brust holen und der verletzenden Welt entgegenhalten dürfen. Einen solchen Menschen, der Zwiesprache mit seinem Innersten pflegt, hat der Dichter in Prinze Hohenstiel-Schwangau dargestellt. Die Widersprüche in Napoleons Leben sind denn auch wirklich gross, und vielen muss er, wenn nicht

unredlich, so doch rätselhaft erscheinen. Browning bleibt aber nicht am Äusseren haften, er schiebt die Hüllen beiseite und versenkt seinen Blick in die geheimsten Winkel des Innenlebens. Nach dem, was er dort an Keimen und Entwickeltem vorfindet, fällt er voll menschlicher Liebe sein Urteil. In der Weise hat er auch das Leben und Wirken des französischen Kaisers betrachtet. Wenig ansprechend sind die Züge, unter denen man sich gewöhnlich Napoleon vorstellt. Das Apathische, Zögernde, und Doktrinäre in seinem Wesen erwecken den Eindruck des Schläfrigen. Was aber hinter diesem Gähnen verborgen war, das hat Browning als einer der ersten offenbart.

Im Gedicht wird erzählt, wie sich zu Rom einmal ein Künstler den Spass erlaubt habe, an der Laokoonstatue alles zu verdecken, bis auf Laokoon selbst. Fast allen Beschauern sei der Schmerzenszug im Gesicht nur als ein ungeheures Gähnen vorgekommen; nur einer habe vermutet, dass hinter dem Gesichtsausdruck und dem Streben der Glieder etwas Tieferes stecke, ein Kämpfen gegen ein Hindernis, das nicht zu sehen sei. Browning hat in diesem einen sich selbst gekennzeichnet.

Der Dichter hat seine Gestalt getreu nach dem Ebenbild geschaffen. Der charakteristische Ausdruck wird nicht verwischt, wenn auch ein weiter und grosser Gedankeninhalt in ihn hinein gelegt wird. Mit Staunen erkennt man aber aus diesem die grosse Verwandtschaft, die zwischen des Dichters eigener Anschauungswelt und der des Prince Hohenstiel-Schwangau besteht. Das Interesse Brownings muss demnach mehr als ein allgemein menschliches und künstlerisches gewesen sein, als er so bald nach dem Sturze des Kaisers, im Jahre 1871, als Dichter an ihn herantrat.

Browning war, wie das schon einmal erwähnt wurde, nicht nur ein Dichter, sondern auch ein grosser Histo-

riker. Der Gedanke der Geschichtlichkeit des menschlichen Wirkens bildet ja eigentlich die wissenschaftliche Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts; nirgends ist aber diese Tatsache so deutlich wiedergespiegelt als in den Werken des kosmopolitischen Dichters. Und dieser hat den Geist des Zeitalters in dem Leben Napoleons deutlich ausgeprägt gefunden. Nicht nur ein rein persönliches, sondern auch ein kulturhistorisches Bild wird so entworfen.

Prince Hohenstiel-Schwangau erkennt die Vielseitigkeit seiner Zeit; er sieht wie allerorts sich Keime entwickeln, die nach Licht verlangen und sich um dasselbe untereinander streiten. Sein liebeerfülltes Herz bemerkt mit Schmerzen, dass die einen zu ungunsten der andern sich übermässig breit machen, und viele daher verkümmern müssen. Er fühlt den Trieb in sich, da helfend einzugreifen; denn allem, was Leben in sich trägt, will er zum Wachstum verhelfen. Er ist zugleich ein grosser Optimist, denn er will nichts Neues schaffen, ihm genügt, was vorhanden ist; nur möchte er das Kleine und Schwache stärken, damit er sich auch an ihm erfreuen kann. Selbst vor Unschönem scheut er nicht zurück, ein eintöniges Leben wäre ihm zuwider. Was sich aber bisher zu weit vorgedrängt hat, will er einstweilen beiseite setzen. Denn es bedarf ja nicht der Pflege; seine ganze Sorgfalt aber fordert eben das Vernachlässigte:

„Each shall have its orbit marked
But no more, — none impede the other's path."

Denen, die verlangen, dass er allen Unterschied austilgen soll, muss er entgegen treten:

„You man of faith, I did not tread the world
Into a paste, and therefore make a smooth
Uniform mound, whereon to plant your flag,
The lily-white, above the blood and brains!

Nor yet did I, you man of faithlessness,
So roll things to the level which you love,
That you could stand at ease there and survey
The universal Nothing undisgraced
By pert obtrusion of some old church-spire
I' the distance".

Zwei mächtige Strömungen, die klerikale und die sozialistische, die unter Napoleon III. beide immer mächttiger ihr Haupt zu erheben begannen, sind hier in treffender Charakteristik wiedergegeben, und zugleich ist die zuwartende Stellung gekennzeichnet, welche der Fürst ihnen gegenüber einnahm. Prince Hohenstiel will den breiten Strom des Lebens nicht aufhalten, er nimmt die gesamte Arbeit der Vergangenheit auf und will sie in allen Teilen weiterführen, da und dort ausbessernd, wo solches nötig ist. Von der Zukunft hofft er in der Weise noch weiteren Fortschritt gegenüber der Gegenwart.

Den Gegensatz zu ihm in des Dichters Werken bildet Paracelsus. Der verachtet, was vor ihm geschaffen worden ist, und will allein aus sich etwas ganz Neues und Vollkommenes hervorbringen. Am Ende seiner Tage sieht er freilich ein, dass seine Arbeit auch nur Stückwerk war, er bekennt sich zu dem Gedanken des Fortschritts und empfiehlt Geduld und Demut sowohl beim eigenen Schaffen als auch beim Anblick der nur langsam und unmerklich vorrückenden Menge. Nichts aber empfiehlt Prince Hohenstiel mehr als „piety, devotedness, reverence."

In der bedächtigen, nur schrittweise vorwärts gehenden Taktik Napoleons hat Browning also schon von vornherein die Lebenserfahrung ausgesprochen gefunden, zu der Paracelsus erst beim Nahen des Todes gelangt ist. Die Systeme Comtes und Fouriers sind Prince Hohenstiel keinen Zug aus seiner Zigarre wert. Fourier unterschätzt bekanntlich den geschichtlichen Gedanken und glaubt,

plötzlich Neues schaffen zu können, Comte aber überschätzt ihn. Beide sind Vertreter der ausschliesslich sozialen Strömung und Wissenschaft des vergangenen Jahrhunderts und leugnen das Lebensrecht individueller Kräfte, da sie die Nüancen unter den Menschen für zu unbedeutend halten gegenüber dem Interesse der Gesellschaft. Prince Hohenstiel-Schwangau hält nun die Mitte zwischen extrem sozialer und extrem individueller Anschauung, indem er bei allem Fortschritt des Ganzen doch dem Einzelnen ein besonderes Dasein zuerkennt. Ja, er glaubt offenbar, dass bei aufsteigender wirtschaftlicher und kultureller Entwicklung der Gesamtheit sich die Möglichkeit der Herausbildung selbstbewusster Individuen vermehrt. Er freut sich auch der stets Neues und Buntes schaffenden himmlischen Schöpferkraft. Paracelsus wünscht, dass man ihm seine letzte Ruhestätte zwischen denen seiner Mitmenschen bereite, und dass kein besonderes Merkmal sein Grab kennzeichne. Er ist seiner überspannten Individualität müde. Prince Hohenstiel-Schwangau trägt aber schon zu Lebzeiten das Bewusstsein der individuellen Beschränktheit in sich, er hält sich für nichts Aussergewöhnliches, sondern nur für einen, dem der Schöpfer wie jedem andern eine bestimmte Aufgabe zugewiesen hat. Der Erfüllung derselben muss er aber seine ganze Kraft widmen, Rechenschaft hierüber ist er jedoch Gott allein schuldig. Hohenstiel ordnet sich so in die Breite des Lebens ein; diese ist ihm aber nicht ein totes Einerlei, sondern ein vielbewegtes Schauspiel. Als seine besondere Aufgabe erkennt er es sogar, dies Schauspiel zu erhalten und es womöglich in allen seinen Teilen zu entwickeln. Indem er da und dort eingreift, da und dort glättet und hilft, vollführt er eine unauffällige Arbeit. Es ändert sich unter seinen Händen anscheinend nichts, nur leise und unmerklich ist ein Fort-

schritt zu bemerken, sodass von aussen das Ganze den Eindruck des Schläfrigen und Langweiligen erweckt. Nur die Taten, die auf einmal vollbracht werden und dabei möglichst viel Geräusch verursachen, werden angestaunt. Obgleich Herkules den Erdball nur einen Tag lang trug, wird er über alles bewundert, während niemand des Atlas gedenkt, auf dessen Schultern die Last vorher und nachher beständig ruhte. In diesem Bild hat Browning dem französischen Kaiser seine geschichtliche Stellung zugewiesen. Zwei Arten von bedeutenden Menschen innerhalb der Geschichte kennt der Dichter, nämlich solche, die der Geschichte neue Bahnen eröffnen, und solche, in denen die Bewegungen einer Epoche in ihrer Gesamtheit sich wiederspiegeln. Zu letzteren will sich Hohenstiel zählen. Er hofft, dass wenigstens derjenige, der vielleicht in der Zukunft das Alte stürzen wird, ihm dankbar für die Zusammenfassung desselben sein wird. Er nennt sich Conservator und Saviour of Society. Im Grunde hält er sich aber nicht einmal für einen so bedeutenden Zeitspiegel, er sagt von sich:

„Well, that's my mission, so I serve the world,
Figure as man o' the moment,—in default
Of somebody inspired to strike such change."

und:

„Do I class with men
Most useful to their fellows? Possibly—
Therefore, in some sort, best; but greatest mind
And rarest nature? Evidently no."

Napoleon gab sich auch in der Tat keinen Illusionen über seine eigene Person hin; er war an sich wahrhaftig und ziemlich klar über das, was er wenigstens wollte. Browning leiht ihm einen Blick, der alle Lebenserscheinungen umfasst und einen Optimismus, der am Gegenwärtigen Genüge findet und aus individuellem Drang

sich besonders des Vernachlässigten annimmt. Das sind lauter Züge aus des Dichters eigenstem Leben und Wollen. Einen grossen Unterschied zwischen sich und dem Fürsten hat er darin gefunden, dass dieser mehr die materielle Seite des Lebens beachtete, während ihm selbst mehr die Pflege des Geistigen und Seelischen am Herzen lag. Nützlich wollen beide sein, der eine erhört den Schrei der Menschheit, die aus dem unsicheren Übergangszeitalter heraus kommen und sich auf festen sittlichen Boden stellen will; der andere vernimmt ein Rufen, das im neunzehnten Jahrhundert nicht minder deutlich erklingt:

„Oh those mute myriads that spoke loud to me—
The eyes that craved to see the light, the mouths
That sought the daily bread and nothing more
The hands that supplicated excercise,
Men that had wives, and women, that had babes,
And all these making suit to only live."

Durch die Sorge für Arbeit und Brot hat sich Napoleon den grössten Ruhm erworben; Browning stand hierin mit seiner Anerkennung nicht zurück. Die soziale Frage lag ja seinem Denken sehr nahe; es beschäftigte ihn in seinen Dichtungen mehrmals das Problem, wie das Los der Menge zu verbessern sei. Er sah vor allem die weite Kluft, die sich allmählich zwischen Gebildet und Ungebildet auftut. Die Individualität des Paracelsus eilt seinen Zeitgenossen im Geiste weit voran, sodass sich das Band des Zusammenhangs, die Liebe, zu lösen beginnt, und jener unter dem Zwiespalt fast zusammenbricht. Sordello, der bisher nur der Pflege seines eigenen Ichs gedient und damit allerdings seinen im reinen Formendienst aufgehenden Dichtergenossen gegenüber einen Fortschritt gemacht hat, erkennt schliesslich mit Schaudern, dass ihm zur Vollkommenheit doch noch eines gefehlt hat. Wie er nämlich ins volle Leben hinaustritt, da sieht er

in den Gesichtern der Menge, dass auch in ihr ein höheres Wesen der Entfaltung harrt, zugleich bemerkt er, dass Einzelne bisher die Menge als Mittel zu eigennützigen Zwecken gebraucht haben, ohne von der bessern Bestimmung derselben eine Ahnung zu haben oder um ihr geistiges selbständiges Los sich zu kümmern. Browning sagt von ihm:

„What booted scattered units?—here a mind
And there, which might repay his own to find,
And stamp, and use?—a few, howe'er august.
If all the rest were grovelling in the dust?
No: first a mighty equilibrium, sure,
Should he establish, privilege procure
For all, the few had long possessed!"

Den eigentlichen Pulsschlag des neunzehnten Jahrhunderts und wahrscheinlich auch des zwanzigsten, die demokratische Idee, hat Browning schon früh vernommen. Ihm mag es selber wie Sardello ergangen sein; wie bei aller Kultur noch Massen von Menschen in Dummheit und Stumpfheit dahinbrüten, das musste sein Herz schwer machen. Er hat von da ab sein dichterisches Licht genommen und auch in die finsteren und vergessenen Winkel und Teile der Menschheit hinunter geleuchtet. Gleich ein Jahr nach „Sordello" 1871, erschien „Pippa passes", jenes herrliche Gedicht, das zeigt, dass der Schöpfer auch das Geschick der einfachen Arbeiterin in der Seidenfabrik in der Hand hält und damit grosse Wirkung ausübt. Browning will die Menge seelisch haben, er besitzt grosses Vertrauen in ihre Kräfte und will so an ihr die Arbeit fortsetzen, welche das Zeitalter der Aufklärung bloss für die besseren Stände leistete. Den Sordello verlangts nach der Tat, er will ein Befreiungswerk ausführen, niemand versteht ihn aber, selbst die Menge nicht; seine Zeit ist noch nicht reif für sein Wollen,

und ein früher Tod erspart ihm herbe Enttäuschung. Vielleicht zweifelte auch Browning an der baldigen Verwirklichung seiner Hoffnungen auf die Menge, vielleicht zwang er sich auch mit Paracelsus zur Geduld. Er sollte jedoch erleben, dass ein anderer die Tat auszuführen wagte, an die Sordello bloss dachte, und zwar musste ihm die Weise, wie das geschah, von seinem geistigen Standpunkte aus sehr interessieren, denn sie lenkte seinen Blick nach einer ganz andern Seite. In „Prince Hohenstiel-Schwangau" tritt deutlich zutage, wie ein lebendiges Beispiel seine Anschauungen erweitert und ihn gelehrt hat, wo der Hebel anzusetzen sei, wenn das schwere Werk gelingen soll.

Prince Hohenstiel verzichtet freiwillig darauf, die Geisteskultur zu fördern, er fängt mit seinem Werk ganz unten an, in der Sphäre der alltäglichen Lebensbedürfnisse, und will zunächst die einfachsten Wünsche befriedigen:

„I being of will and power to help, i' the main,
Mankind, must help the least wants first."

Er bittet die Geisteshelden, einstweilen ihre Weisheit für sich zu behalten, und die Menge nicht irre zu führen, damit diese auch einmal zu ihrem Recht komme. Er will verhüten, dass die Kluft unter den Menschen sich noch vergrössere:

„Bid the few, better favoured in the brain,
Be patient nor presume on privilege,
Help him or else be quiet,—never crave
That he help them,—increase, forsooth, the gulf
Yawning so terribly' twixt mind and mind".

Die gemeinsame Grundlage allen Menschentums sind ihm die Ansprüche des Körpers, doch verkennt er keineswegs die geistigen Anlagen und das geistige Streben. Er ist aber von der tiefen geschichtlichen Erkenntnis durch-

drungen, dass ein Menschenleben zu kurz ist, um allen Anforderungen zu genügen, die an dasselbe herantreten. Wenn ihm langes Leben beschieden wäre, so würde er nach Vollendung der nächstliegenden Arbeit auch daran denken, das geistige Los der Menschheit zu heben. In seiner Jugend hat er auch hochfliegende Pläne gehabt, mit denen er die Menschheit hat beglücken wollen, und noch sind sie lebendig in ihm:

„Ay, still my fragments wander, music—fraught,
Sighs of the soul, mine once, mine now and mine
For ever!"

In der harten Schule des Lebens, von der kein Fürst so viel zu erzählen weiss, wie er, hat er aber auch andere herbe Erfahrungen gesammelt, die ihn auf den Boden der nackten Wirklichkeit und des tatsächlichen Bedürfnisses gestellt. Wenn er einst davon träumte, Rom von der geistlichen Herrschaft frei zu machen und den freien Staat neben die freie Kirche zu stellen, wenn er stürmisch Pressfreiheit und das Recht ungehinderter Meinungsäusserung verlangte, so hat er diese Forderungen alle fallen lassen müssen, als er zur Macht kam und die Verantwortlichkeit auf ihm lastete. Er muss sich jetzt als „Judas" verhöhnen lassen, da er die Schutzwache der „Graubärte" zu Rom bildet. Und schneidender Hohn auf seine einstigen Versprechungen sind die Gefangenentransporte nach Cayenne:

„The power to speak, hear, print and read is ours?
Ay, we learn where and how, when clapped inside
A convict-transport bound for cool Cayenne!"

Das wirkt gleich scharfer, beissender Satire und beweist, dass Browning offene Augen für den Druck hatte, der unter Napoleon auf dem geistigen Leben Frankreichs lastete. Die Satire wird aber wesentlich gemildert durch

die Art, wie Browning die Widersprüche zwischen Napoleons Worten und Taten begründet. Der Dichter hat seinen Blick tief unter die Oberfläche der Dinge geworfen; dieser Blick ist aber recht bezeichnend für sein persönliches Denken und Wollen. Während er selbst nur geistig wirken kann, sieht er in Napoleon einen Mann, der sichtbare Hilfe bringt. Er lässt ihn zudem noch bewusst Verzicht leisten auf die Ausführung eigener geistiger Pläne und bezeugt ihm damit grosse Achtung.

Napoleon hat an dem grossen Hilfswerk, an dem auch der Dichter sich beteiligen will, die Arbeit übernommen, die am wenigsten in die Augen fällt oder lauten Ruhm einträgt, obwohl sie unbedingt notwendig ist zum Gelingen des Ganzen. Grossen Ruhm und Anhang darf jedoch auch der geistige Mitarbeiter nicht erwarten; der mitten ins Leben greifende, keinen flüchtigen, übermenschlichen Ideen huldigende Dichter gibt dieser Erfahrung schmerzlichen Ausdruck, wie er oben auf dem Mont Salève steht und der mit seelischer Verblendung geschlagenen Menschheit dort unten in den Tälern seine rettende Botschaft zurufen möchte. Ein Zug innerer Verwandtschaft, wenn sie auch verschieden sich äussert, verbindet so den Dichter und die Gestalt, in der er den französischen Kaiser sieht.

Durch Betrachtung seiner Taten hat er diesen schätzen gelernt und auf diesem Wege seine Seele zu ergründen versucht. Wiederum sind es aber Taten, die nicht in Einklang stehen mit dem, was er dort geschaut. Browning täuscht über sie nicht hinweg, haben sie doch einst auch ihn empört. Er geisselt sie denn auch stark, aber die Satire, in der er es tut, richtet sich nicht so sehr gegen den Kaiser, als gegen seine Kritiker und Feinde. Ihnen kann es nämlich Prince Hohenstiel nie recht machen; er klebt ihnen zu sehr am Gewöhnlichen, während sie gerne einen

hohen Flug mit angesehen und ihn als einen fleckenlosen Helden gepriesen hätten. Nach der Art dieser Kritiker malt nun Prince Hohenstiel ein Bild von seinen Regierungstaten aus, er nennt sie die „Hugo Thiers'sche" Art. Wenn man Hugo in dem Lichte betrachtet, in dem Browning den Kaiser zeigt, erscheint er allerdings als ein Phantast und einer von jenen Geistern, die sich in die Lüfte schwingen, ohne sich viel um die Erdenwirklichkeit zu bekümmern. Zugleich tritt scharf der Unterschied hervor, der zwischen Browning und dem französischen Dichter besteht. Thiers aber ist dafür bekannt, dass er in seiner Geschichtschreibung nur den Erfolg rühmt und über die Fehlschläge, welche strebende Menschen erleiden, lieblos hinweggeht. Auch zu ihm steht Browning in scharfem Gegensatz. Er lässt den Fürsten derart sein Leben schildern, dass er zunächst sein Wollen und Streben, seine Pläne klarlegt und nach diesen alsdann beim Eingehen auf seine Regierungszeit die Taten korrigiert, welche ihnen widersprechen, sodass er oft das Gegenteil von dem behauptet, was er wirklich ausgeführt. So kommt schliesslich ein ideales, fleckenloses Heldenbild heraus, das zwar nicht mehr menschlich ist, aber ganz der „Hugo-Thiers'schen Art entspricht. Da der Fürst mit Absicht ein so unwahres Bild von sich entwirft, so hat hier Browning die schärfste Lauge seines Spottes angewandt, nirgends zeigt sich aber auch seine Liebe grösser als hier.

Für das individuelle Drama, zu dem Browning Ansätze macht, ist es bezeichnend, dass in ihm die einzelnen Seelenmächte entweder personifiziert oder symbolisch eingekleidet werden. Die Deutschen haben darin ein Beispiel in Hauptmanns Stücken, z. B. in: „Und Pippa tanzt". Wie man noch sehen wird, ist Browning in „Fifine at the Fair" und in „La Saisiaz" ähnlich vorgegangen, und auch „Prince Hohenstiel-Schwangau" stellt sich in

die Reihe derartiger Gedichte. Den Fürsten will „Sagacity" zu jenem Verhalten überreden, das mit seinem innerstem Wesen nicht in Einklang steht.

Als Präsident des Staates hat er gesehen, wie die eigennützigsten Systeme sich vordrängten und auf die baldige Verwirklichung ihrer Pläne hofften, als die Periode, für die er gewählt war, zu Ende ging:

„Restoring souls and bodies, this to Pope
And that to King, that other to his planned
Perfection of a Share—and—share—alike,
That other still, to Empire absolute
In shape of the Head-servant's very self."

Sagacity rät ihm, einen Staatsstreich zu vollführen, also mit Gewalt und auf unrechtmässigem Wege dafür zu sorgen, dass der einzig dazu Befähigte die Geschicke des Volkes leite. Hoheitsvoll weist er aber dieses lug- und trugvolle Ansinnen zurück, er wartet seine Zeit ab, tritt dann vor das Volk und fragt es, ob es jenen irreführenden Phantasten oder ihm, der sein wahres Wohl im Auge hat, anhangen will. Die Wahl des Volkes fällt auf ihn. Aus dem benachbarten Rom dringen bald Hilferufe zu ihm herüber, das Volk dort will mündig sein wie die Hohenstieler und verlangt eine Regierung nach eigenem Gutdünken. Sagacity will den Fürsten davon abhalten, mit aller Energie in den Kampf einzugreifen, er soll vielmehr allmählich und friedlich die Bahn ebnen, die zu einer Trennung von Staat und Kirche führt. Er ist aber nicht gesonnen, die Römer vielleicht noch zwanzig Jahre, nochmals eine Generation, unter dem Joch seufzen zu lassen, sondern verhilft ihnen zu ihrem Willen.

Das Grundübel seines eigenen Volkes, „the dry-rot", ist die Kriegslust. Einstmals hat es für seine Freiheit gefochten, davon hat es aber solche Freude am Kämpfen, dass es aus reinem Mutwillen und eitler Ruhmbegierde

zum Krieg drängt. Immer will es die Welt in Aufregung halten, damit diese nicht vergisst, dass die „grosse Nation" noch am Leben ist. Schwertgeklirr und Kanonendonner sind ihm die lieblichste Musik und Unterhaltung; lüstern schaut es nach den Waffen, wenn dieselben schon allzulang an der Wand hängen und rostig zu werden drohen. Die Segnungen des Friedens nimmt es zwar gerne hin, allein es mischt einen Seufzer darein. Der Friede ist ihm nur ein Waffenstillstand und eine Vorbereitungszeit für den Krieg. Wahrhaft drastisch hat Browning den Geist des französischen Volkes, wie er es wenigstens kennen gelernt, zum Ausdruck gebracht, und auch die Strafe angedeutet, welche die beunruhigte Welt an dem Störenfried endlich vollzog:

„or for sake
O' the shine and rattle that apprized the fields
Hohenstiel-Schwangau was a fighter yet,
And would be, till the weary world suppressed
Her peccant humours out of fashion now."

Sagacity will den Fürsten dazu verleiten, dass er nicht hart gegen die Sünde seines Volkes vorgeht, sondern rät ihm, dass er dasselbe sanft davon abbringen und die Freude an den Wohltaten des Friedens fast unmerklich in seinem Herzen Wurzel fassen lassen soll. Durch kriegerisches Gepränge und patriotische Feste, bei denen die alten Siege gefeiert werden, soll er einstweilen der allgemeinen Lust frönen. Er soll der Kampfesfreude, die sich in Schrift und Wort, in Prosa und Poesie äussert, freien Lauf lassen und seinem Volke den Glauben einflössen, dass es zu jeder Zeit vollbewaffnet von dem Ruhesessel aufspringen darf, wenn es der Theatervorstellungen, die zum Teil die nach prickelndem Reiz verlangende Schaulust doch recht ansprechen, der ins Endlose sich ausdehnenden Häuserbauten und der Anlage schöner

Boulevards müde ist. Er soll es in dem Wahn lassen, dass es wieder einmal das Blut seiner Nachbarn vergiessen und damit Abwechslung in das langweilige Einerlei bringen darf. In der Zwischenzeit wird es lernen, dass es auch noch eine andere Art gibt, über die Nachbarn zu siegen, als ihnen „das Gehirn zu verspritzen". Prince Hohenstiel darf ja von seinem Volke rühmen:

„In art, the-more than all-magnetic race
To fascinate their fellows."

Auf dem Weltmarkt und in Kunst und Wissenschaft können ehrenvollere Lorbeeren geholt werden als auf dem Schlachtfeld. Wie Browning den Individuen freien Spielraum zur Entwicklung geben will, so freut er sich auch, wenn Nationen in ehrlichen geistigen Wettstreit miteinander eintreten und damit der Menschheit Bild bunter gestalten.

Prince Hohenstiel tritt der Zumutung von Sagacity entrüstet entgegen, er sagt seinem Volke die volle Wahrheit ins Gesicht, nämlich: „Hohenstiel Schwangau's policy is peace." Napoleon hat ja auch wirklich das stolze Wort „l'empire c'est la paix" ertönen lassen; wie er es befolgte, lehrt ja die Geschichte; Browning lässt aber deutlich erkennen, dass die französische Nation auch einen Teil an der Schuld trägt, wenn es nicht in Erfüllung ging. Nur in einem Falle hält Prince Hohenstiel den Krieg für notwendig, da nämlich, wo eine fremde Nation den angreifenden Teil bildet und das gedeihliche Nebeneinander stören will. Er hat des Dichters volle Zustimmung, wenn er dem von Österreich sich losringenden Italien hilfreich beispringt. Sagacity mischt sich da auch nicht mit ihrem Rate ein, sie kommt erst nach dem Krieg und will dann den Fürsten dazu veranlassen, Nizza und Savoyen als Lohn seinem beutegierigen Volk vom Feldzug heimzubringen. Prince Hohenstiel kämpft aber nur

im Dienste hoher Ideen, das Empfangen eines Lohnes wäre ein Frevel am eigenen Gewissen.

Noch einmal drängt sich aber Sagacity vor, sie verlockt ihn, seinem Werke dadurch Dauer zu verschaffen, dass er es einst einem leiblichen Erben hinterlasse. Sie stellt ihm in Aussicht, dass die Könige, die alteingesessenen Herrscher, sich vor ihm verbeugen und ihm ihre Töchter zur Gemahlin anbieten werden; sie gesteht ihm jedoch auch gern die Wahl „eines freien Weibes aus dem freien Volke" zu, indem er der Schönheit den Preis gibt. Napoleon bewarb sich bekanntlich an verschiedenen Höfen um die Hand einer Prinzessin, aber immer vergebens, sodass er schliesslich notgedrungen die andere Wahl vornahm. Browning hat in dieser Werbeszene ein heiteres satirisches Bild geschaffen, in „Red Cotton Night-Cap Country" gibt er ein ähnliches, das ebenfalls auf die Ehe Napoleons Bezug hat und worin der klerikale Einfluss Eugeniens geschildert wird.

Prince Hohenstiel schenkt natürlich der schmeichelnden Sagacity kein Gehör, nach seiner inneren Überzeugung misst ja Gott jedem Individuum seine besonderen Kräfte und seine besondere Aufgabe zu:

„'Tis the great gardener grafts the excellence
On wildlings where he will."

Er ist im Vertrauen auf seine individualen Kräfte für sich allein vom Volke zum Herrscher berufen worden; es wäre deshalb ein Unrecht, seinem Sohn zur Herrschaft zu verhelfen, zu der er vom Schöpfer vielleicht gar nicht bestimmt ist. Browning bekennt sich hiermit, und daraus leuchtet seine ganze Dichter- und Menschennatur hervor, als Gegner der erblichen Regierungsgewalt:

„how faint the chance
That the next generation needs to fear
Another fool o' the selfsame type as he

Happily regnant now by right divine
And luck o' the pillow! No: select your lord
By the direct employment of your brains
As best you may,—bad as the blunder prove,
A far worse evil stank beneath the sun
When some legitimate blockhead managed so
Matters that high time was to interfere,
Though interference came from hell itself
And not the blind mad miserable mob
Happily ruled so long by pillow-luck
And divine right,—by lies in short, not truth."

Die scharfen Töne muss man der Situation anrechnen. Der Dichter weist auf die grosse Revolution als ein Mahnzeichen hin, an die Stelle der erblichen Monarchie die individuelle Demokratie zu setzen, in der sowohl die Rechte der Menge als die des hervorragenden Individuums zur Geltung kommen können. Es ist vielleicht kein Zufall, dass Brownings Werke von Anfang an in Amerika einen grösseren Beifall fanden als in seiner Heimat. Was er erstrebt, ist dort schon zum Teil verwirklicht und daher eher verständlich. Die Ansätze, die Napoleon in der alten Welt machte, um jenem Ziele näher zu kommen, sind ihm nicht entgangen.

Der Dichter wendet sich aber mit jenen Worten zugleich gegen die in ihren Folgerungen übertriebene Vererbungstheorie, wie er auch im Gedichte über den Darwinismus in absprechendem Sinn sich äussert. Ihm fliessen aus Gott, der Quelle des Lebens, für jedes Individuum stets neue Kräfte hervor.

Die Charakterzüge von Sagacity sind Vorliebe für Schleichwege und daher Unwahrhaftigkeit. Sie rät nicht zur frischen Tat, aus der die Endabsicht unverhohlen hervortritt, sondern sie empfiehlt scheues und rücksichtsvolles Vorgehen. d. h. sie trägt nicht das Gefühl der

Stärke, sondern das der Schwachheit in sich. Jede Tat ist gleichsam in einen Schleier eingehüllt, hinter dem man etwas Besonderes, Rätselhaftes vermutet. Das Träumerische und Zögernde in dem Charakter Prince Hohenstiels ist also nicht allein durch die Art seiner Arbeit, sondern auch durch seinen Charakter begründet. Die Dame, der er sein Inneres offenbaren will, bittet er, sie möge ihm nicht den rosaroten neuen Federhalter, sondern den beschmutzten und zernagten reichen. Die zwei Tintenkleckse, die sich vor ihm auf einem Blatt Papier befinden, zieht er langsam zu einer Verbindungslinie aus; man kann seiner Hand folgen, so gemächlich fährt sie dahin. Mit der andern Hand dreht er dabei seinen Schnurrbart, oder er bläst aus der Zigarre dann und wann dichte Rauchwolken. Er kann seine Stunden nicht in Trägheit verbringen, sondern muss immer etwas zu tun haben. Wie man sieht, versucht er aber nicht, die „Quadratur des Zirkels", sondern knüpft an das Vorhandene an und zieht einfache Linien. Er will damit sein Lebenswerk kennzeichnen, das nichts Neues bringt, sondern einfach ist und sich im Kleinen bewegt. Dabei geht alles langsam zu und sieht sich ganz hausbacken an. Der Dame hat er Tee aufwarten lassen, während er seine gewohnte Zigarre raucht. Er bittet sie, die Sache sich zu überlegen, während sie die Tasse jeweils nach einem Schluck absetzt und der Zucker auf ihrer Zunge vergeht. An dem zernagten Federhalter merkt man aber, dass hinter jeder Tat, wenn sie auch noch so gering ist, ein grosser Aufwand von Gedanken und Zaudern steckt. An den Blicken des Fürsten, die den aufsteigenden Rauchwolken folgen, kann man erkennen, dass er doch gern träumt. Er gerät immer tiefer in die Entwicklung seiner Ideen hinein, bis er endlich die Schläge der Uhr hört, die ihn zur Wirklichkeit zurückrufen. Er zählt sie:

eins, zwei, drei, vier, fünf, und er sieht, dass er die ganze Nacht wieder in seinen Gedanken gelebt hat, da der Tag bald anbricht. Die Dame hört ihn nicht mehr. Mit Grausen erkennt er die ganze Wahrheit seiner Lage, er sitzt nicht mehr in der Residenz, sondern als Verbannter am Leicester-square zu London. Alles Begehren nach Tat fällt jetzt in sich zusammen; er sieht nicht nur ein, dass die Nacht verronnen ist, ohne dass er etwas geleistet hat, sondern er fühlt auch schmerzlich, dass ihm die Macht dazu genommen ist und er ungehindert Zwiesprache mit seinem Innern abhalten kann. Das Gedankliche in Napoleons Natur ist hier in einem erschütternden Bilde zum Ausdruck gebracht.

Das Motto des Gedichtes lautet:

„I slew the Hydra, and from labour pass'd
To labour—tribes of labours! Till at last,
At tempting one more labour, in a trice,
Alack, with ills I crowned the edifice".

Das tragische Schicksal in Napoleons Leben hat Browning in dem Abstand zwischen Gedanke und Tat gesehen. Einst durfte Sordello die erschütternde Lebenserfahrung machen, dass es ihm an der Arbeit und der Tat gefehlt hat; Prince Hohenstiel hat Taten vollbracht und doch bedeutet auch sein Leben äusserlich einen Fehlschlag. Indem er aber volle Klarheit über sich besitzt und sich zur schmerzlichen Erkenntnis der Wahrheit durchgerungen hat, ist er innerlich vollständig geworden. Das Innere des Menschen kann aber nie an die Aussenwelt treten, ohne von seinem eigentlichen Sein etwas zu verlieren, das ist die grosse Lehre, die Browning der Menschheit geben will, damit sie nicht zu hart urteilt oder an der unvollkommenen Welt keine Freude hat. Mit verzeihender Liebe soll man den Menschen nahen, die gefehlt haben, im Grunde ihres Herzens aber ehrlich

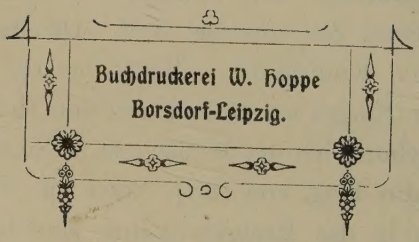
sind. Browning sagt: „You see 'tis easy in heroics!" Damit meint er aber, dass es schwer ist, ein ganzer Mensch zu sein.

Gerne offenbart Prince Hohenstiel sein Inneres einem Weibe, das aus Neugierde zu ihm gekommen ist, und das er zum erstenmal in seinem Leben sieht. Die kalt forschenden Kritiker dagegen würde er abweisen. Brownings hehre Auffassung von der weiblichen Natur gibt hier liebevoll dem unglücklichen Fürsten einen solchen Interviewer oder Zuhörer. Aus „Fifine at the Fair" klingt hier eine einzig schöne Stelle herüber. Am Meeresufer steht Don Juan mit seiner Elvire, neben ihm stürzt ein Giessbach schäumend hinunter ins grosse Wasser. Diesen vergleicht er mit dem Weibe, das sich schrankenlos, mit allem, was es erlebt und genossen, dem Manne hingibt, während dieser sich kalt zurückhält und nur empfangen will. Nicht mit der kritischen Sonde, sondern mit einem weiblich offenen Sinn soll man mit Browning den französischen Kaiser beurteilen.

Auffallende Streiflichter werden auch im Gedicht „Red Cotton Night-Cap Country" auf politische und geistige Bewegungen in Frankreich geworfen, allein die Besprechung dieser Züge sei einem andern Zusammenhang vorbehalten.

## Lebenslauf.

Ich, Karl Schmidt, wurde am 30. Sept. 1883 zu Wehr, Amt Schopfheim, geboren, Meine Eltern sind der ehemahlige Bauaufseher Heinrich Schmidt und seine Ehefrau, Karoline geb. Bender. Die Heimat meiner Familie ist Hoffenheim, Amt Sinsheim, wo nun meine Eltern seit längerer Zeit ansässig sind. Die Familie ist protestantischer Konfession. Nachdem ich die Volksschule zu Wehr, Singen am Hohentwiel und Hoffenheim besucht hatte, gehörte ich der Realschule zu Sinsheim a. d. Elsenz sechs Jahre lang, von 1894—1900, an. Im Spätjahr 1900 trat ich in das Realgymnasium Mannheim ein und erlangte im Sommer 1903 an dieser Anstalt die Reife für das Universitätsstudium. Diesem lag ich zunächst fünf Semester in Heidelberg ob, sodann studierte ich im Sommer 1906 und Winter 1906-1907 in München, während ich im achten Semester wiederum der Universität Heidelberg angehörte. Meine verehrten Lehrer waren die Herren Professoren Dr. Hoops und Geh. Hofrat Dr. Neumann in Heidelberg, Dr. Schick und Dr. Breymann in München. Mein Fachstudium ist Neuere Philologie.


Buchdruckerei W. Hoppe
Borsdorf-Leipzig.

Buchdruckerei W. Hoppe
Borsdorf-Leipzig.